

Graf von Schwerin

Berge
der Verheißung

Berge der Verheißung

Auf Elch, Bär und anderes Hochwild
in Kanada

Von

Woldemar Graf von Schwerin
in Bogenau

Mit photographischen Abbildungen
auf 24 Tafeln und zwei Karten

Verlag Paul Parey in Berlin

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. —
Printed in Germany. — Copyright 1935 by Paul Parey in
Berlin. — Druck von Julius Belz in Langensalza

Vorwort

„Berge der Verheißung“ heißt der Titel, den ich diesem Buch gegeben habe. Ich hatte das Glück, im Jahre 1934 in dem Yukon-Territorium in Kanada, einem der schönsten und jagdlich interessantesten Gebiete der Erde, Jägerfreuden zu erleben, die mir ewig unvergeßlich sein werden. Als ich dieses herrliche Bergland erreichte, mit seinen schäumenden Flüssen, seinen himmelanstrebenden Gipfeln, seinen weißen Gletschern, seinen stillen Bergseen, seinen unergründlichen Urwäldern, wo das uralteste Wild der Welt noch seine Fährte zieht, überkam mich ein restloses Glücksgefühl: Berge der Verheißung.

Kann es etwas Schöneres geben für einen Mann, in dem als uraltes germanisches Erbgut unbändige Liebe zur Jagd lebt, als in diesem herrlichen, wilden, von der Zivilisation nicht berührten Lande zu reiten, zu jagen und zu fischen, nach anstrengender Pirsch des Abends das Zelt zu schlagen und am Lagerfeuer in die Sternensprache zu sehen und zu träumen von der unfaßbaren wilden Schönheit dieser Welt? Fürwahr, ich kann mir nichts Schöneres denken, wenn die körperlichen Anstrengungen, die mit einem solchen Leben untrennbar verknüpft sind, auch große Anforderungen an die körperliche Leistungsfähigkeit stellen.

Für alle meine deutschen Weidgenossen, die so fühlen wie ich, denen ein ungebundenes freies Jägerleben die schönste Erholung von der beruflichen Tätigkeit ist, habe ich dieses Buch geschrieben. Möge es ihnen Freude machen, wenn sie in ihrem behaglichen Wigwam diese Blätter durchlesen, und vielleicht den einen oder den anderen anregen, gleich mir in ferne Länder zu reisen. Dazu Waidmannsheil!

B o h r a u , Kr. Dels, Herbst 1935.

Der Verfasser.

Inhalt

	Seite
1. Kapitel: Ausreise.	1
2. Kapitel: Der Marsch ins Schafrevier	12
Suicide Cabin, Leslin River	24
Valley of the fighting bulls	29
Goldgräberlager Iron Creel	31
Rose River	39
3. Kapitel: In den Pelly-Bergen	45
Am Wildschaffee	45
Im Lager der heulenden Wölfe	64
4. Kapitel: Herbst im Waldland	77
Am Rose River	77
Am Unterlauf des Rose River	80
Die Landenge am Quiet Lake	84
Hochlager westlich Quiet Lake.	85
5. Kapitel: Goldgräber, Elche und der letzte Bär	97
Am Iron Creel.	97
Valley of the fighting bulls	113
Suicide Cabin, Leslin River (Hootalinqua).	119
6. Kapitel: Ausrüstungsfragen, Jagdzeit, Jagdgesetz	138

I. Kapitel

Ausreise

Nach meinem Tagebuch muß es der 25. März 1934 gewesen sein.

Wir hatten zwei Monate anstrengender Filmarbeit im afrikanischen Grasland hinter uns und zogen eben hinab zur Küste. Froh, der ewig brennenden Sonne endlich entronnen zu sein, wanderte ich unter dem himmelhohen Blätterdach des Urwaldes in Schatten und Kühle meines Weges: Sechs Tage noch, dann waren wir unten! Meine Gedanken beschäftigten sich in der angenehmsten Weise abwechselnd mit dem ersten Glase eisgekühlten Bieres und meiner Post, die unten seit mehr als zwei Monaten auf mich wartete.

Jetzt, wo die Expedition hinter uns lag und wir eigentlich nur noch auf dem Heimwege waren, wandten sich die Gedanken auch wieder stärker europawärts, und die Ungeduld, endlich wieder einmal etwas aus der Heimat zu hören, wuchs ständig.

Am Wegrand, neben dem üblichen Balancierstamm über einen Bachlauf, erwartete mich ein Eingeborener; offenbar eine gewichtige Persönlichkeit, denn auf seinem Khatihemd prangte riesengroß in Rot gestickt das Wort „Wachtmann“, und er trug eine respekteinflößende Armbinde mit Messingschild und ein Seitengewehr.

„Ich habe Briefe für dich, Herr“ sagte er in der dem deutschsprechenden Neger eigenen leisen und komisch gezierten Redeweise und zückte dabei strahlend ein in Ölpapier gewickeltes Päckchen.

Ich hätte ihn umarmen können! Nur wer selbst einmal lange im Busch gefessen, von jeder Verbindung mit der Heimat abgeschnitten, der kann ermessen, was das bedeutet, plötzlich einmal ganz u n v e r h o f f t mit Post gesegnet zu werden. Meist ist es leider gerade umgekehrt, d. h. der ausgeschiedte Postläufer kommt schließlich ohne die ersehnten Briefe zurück.

Ich reiße den Umschlag auf und blättere den ganzen Stapel durch. Zu meiner Beruhigung sehe ich all die Handschriften, die ich erwartet

habe, nur ein Telegramm zwischen den Briefen bereitet mir lebhaftes Unbehagen. Wenn Menschen einem schon hierher telegraphieren, dann bedeutet das sicher nichts Gutes! Voll Mißtrauen mache ich es auf.

anfang august nun stop rechne bestimmt auf dich. G.

Na, das hätte schlimmer sein können! G. hatte mir schon vor meiner Abreise von Europa gesagt, er hoffe, daß ich ihn auf dieser Reise begleiten würde, es war aber damals noch alles in der Schwebe gewesen, und so hatte ich jetzt auch gar keine Eile gehabt, nach Europa zurückzukommen.

Ein wirklicher Freudenschauer überfiel mich. Das war einer meiner Lieblingsträume, der sich da erfüllen sollte! Nur die Zeit würde etwas knapp werden.

Wir wollten eigentlich noch einen Monat unten an der Küste arbeiten und würden dann erst Anfang Juni wieder in Europa sein, so daß mir kaum ein Monat Zeit zum Atemholen dort blieb.

Ich besprach die Sache mit Paul Lieberenz, zu dessen Expedition ich damals gehörte.

„Natürlich fahren Sie mit dem nächsten Schiff,“ entschied er, „ich kann die Aufnahmen an der Küste ganz gut allein machen, und so eine Chance kommt vielleicht für Sie nicht wieder.“

So blieb nur noch eine Woche Zeit unten an der Küste, wir bestiegen noch zusammen den Kamerunberg mit seinen phantastischen Baumfarnwäldern und seinen grandiosen Fernsichten auf Meer und Urwald, dann war es vorüber, und am 1. Mai dampfte ich schon die Elbe hinauf durch die leuchtende Pracht der Vierländer Obstblüte.

Die zwei Monate in Deutschland vergingen wie im Fluge. Rehböcke, Krebse, Erdbeerbowle, Freunde, die mich rasch noch einmal sehen wollten, ehe ich wieder verschwand, es war eine lustige Zeit!

Den Abschied von Europa bildete ein prächtiges Fest in London, und am nächsten Morgen bestieg ich matt wie eine Fliege die „Dutchess of Richmond“, die mich nach sechstägiger Erholungszeit an Bord völlig restauriert in Montreal absetzte.

Ich traf mich hier mit G., der von New York herauf gekommen war, wir machten noch die letzten Ausrüstungs- und Verpflegungs-

einkäufe und bestiegen noch am selben Abend den Transkontinentalzug.

Ich glaube, ich muß irgendwie nicht ganz richtig sein, denn im Gegensatz zu allen ordentlichen Menschen habe ich an einer mehrtägigen Eisenbahnfahrt das größte Vergnügen. Ich finde es geradezu wunderbar, von einem bequemen Sessel aus den ganzen Tag lang die ständig wechselnde Landschaft zu betrachten.

Ich gehöre weder zu den Menschen, die bedauern, daß alles so schnell vorüberfliegt, denn mir scheint, daß es in der Landschaft wie im Leben doch recht wenig Dinge gibt, die bei gründlicherer Betrachtung wirklich an Reiz gewinnen, noch zu denen, die die Landschaft „erringen“ wollen und z. B. einen Berggipfel nur dann schön finden können, wenn sie ihn mit heißem Bemühen auf ihren zwei Füßen erstiegen haben. Ich kann nicht einsehen, warum man z. B. beim Betrachten einer Hochgebirgslandschaft möglichst abgespannt, atemlos, ungebührlich verschwitzt oder zähneklappernd vor Kälte sein muß: Meine prosaischen Gedanken schweifen dann nur allzuleicht von der hehren Gebirgspracht ab und zu all dem Guten, das ich mir antun werde, wenn ich erst die nächste Unterkunft erreicht habe, und ich beneide immer die Menschen, die behaupten, sich von solchen Gedanken nicht in ihrer Naturversunkenheit beeinträchtigen zu lassen.

Natürlich wird manchmal auch mir das Eisenbahnfahren etwas langweilig; z. B. ist eine Trans-Sibirien-Fahrt im Winter und in ostwestlicher Richtung, wodurch die langen Nächte noch länger werden, etwas, was ich nicht noch einmal durchmachen möchte, aber die vier Tage Fahrt durch den amerikanischen Kontinent mit seinen ständig wechselnden Landschaftsbildern, noch dazu im Sommer, sind etwas, das ich nicht gern in meiner Erinnerung missen möchte.

Die östlichen Provinzen, längs der Bahn ein einziges Meer von Wäldern, überwiegend Laubholz mit zahllosen Seen und Wasserläufen, erinnern stark an Schweden, selbst die roten Holzhäuser mit den weißen Kanten sind ganz echt und die flachen grauen Felskuppen, die überall zwischen den Bäumen vorschimmern.

Der Elch ist hier noch überall zuhause, und wir sahen selbst vom

Zug aus einen Schaufler auf ziemlich kurze Distanz durch einen See rinnen. Die Schaufler können sich mit denen der westkanadischen Elche durchaus messen, nur ist hier die Jagd des unübersichtlichen Geländes wegen ungleich schwieriger, und der Erfolg, vor allem wenn die Zeit begrenzt ist, sehr viel unsicherer.

Die hauptsächlichste Chance, die hier der Elch dem pirschenden Jäger bietet, beruht auf seiner großen Vorliebe für die in den Flüssen und Seen wachsenden Wasserpflanzen. Den ganzen Sommer und Herbst über tritt er mit großer Regelmäßigkeit auf seine bevorzugten Nahrungsplätze im Wasser aus, und es ist dann nicht allzuschwer, ihn im Kanu aufzusuchen und am Ufer anzupirschen oder auch direkt anzufahren. Der Elch äst nämlich nicht nur die an der Oberfläche schwimmenden Blätter und Stengel der Seerosen und anderer Pflanzen, sondern er taucht auch mit dem Haupt tief auf den Grund hinab, so daß auch die Schaufler vollkommen im Wasser verschwinden, und bleibt oft länger als eine Minute so unter Wasser.

Mit dem Einsetzen der Brunst beginnt dann die Jagd mit dem Ruf auf dem Horn aus Birkenrinde. Leider habe ich diese Jagd selbst nie mitgemacht, sie soll aber enorm aufregend sein, da man den zustehenden Schaufler meist erst auf ganz kurze Entfernung zu Gesicht bekommt und dann immer die Gefahr besteht, von ihm überrannt zu werden. Im übrigen sollen in den häufig bejagten Gebieten die alten Schaufler den Zauber schon so genau kennen, daß nur ein wirklicher Meister in der Handhabung des Rufes sie noch zum Zustehen bewegen kann. Außer dem Elch ist der schwarze Bär noch ziemlich häufig in diesen Wäldern, er kommt aber, wo man ihn nicht mit Hunden jagen kann, auch nur bei zufälligen Begegnungen einmal zur Strecke.

Der wenigst anziehende Teil der Reise sind die mittleren Provinzen mit ihren endlosen Prärien, die einzige Erholung für das Auge die unendlichen Scharen von Wassergeflügel auf den vielen kleinen Seen zwischen den Weizenfeldern.

Die Entenjagd soll hier zur Zeit des Stoppeleinfalls mitunter einfach unvorstellbar sein, und es mögen wohl nicht allzuviel Jäger sein, die diese Möglichkeiten ausnützen, denn schließlich wird der weit

vom nächsten größeren Platz entfernt sitzende Farmer kaum mehr Enten schießen, als er für seinen Haushalt braucht. Nur eine kleine Schar von passionierten und fähigen Flugwildschützen soll jeden Herbst zur Entenjagd hier heraufkommen. Sie wohnen dabei in ihren auf die Nebengleise der kleinen Stationen geschobenen Schlafwagen und lassen sich alle paar Tage eine Station weiterrücken, so nach und nach die ganzen Seen längs der Bahn aberntend. Die früher dadurch stark in Mode gekommene Refordschießerei ist jetzt durch gesetzliche Beschränkungen der Lages Strecken in den einzelnen Provinzen auf ein vernünftiges Maß beschränkt.

Der schönste Teil der Reise beginnt, wenn man den Präriegürtel glücklich hinter sich hat. In vielgewundenen, engen Flußtälern schlängelt sich der Zug gegen die Kämme der Rocky Mountains hinauf, durch die prächtigsten Nadelholzwälder. Leider ist unendlich viel davon schon dem Feuer durch Funkenflug zum Opfer gefallen. Stundenlang fährt man oft nur durch verkohlte, kahle Stämme, teils noch stehend, teils schon vom Wind in einem wilden Chaos durcheinandergeworfen, ein trostloser Anblick, nur gemildert durch die bürstendichten Jungwüchse, die die toten Flächen mit einem hoffnungsvollem Grün untermalen.

Hier oben in den höchsten Teilen der Rocky Mountains liegen die beiden großen kanadischen Nationalparks: Rocky Mountain National Park an der südlichen Bahnlinie nach Vancouver um Banff herum und Jasper Park an der Linie der Canadian National nach Prince Rupert.

Wer die Möglichkeit hat, mit einer Jagdreise einen Besuch dieser beiden Parks zu verbinden, der wird es bestimmt nicht bereuen. Sowohl landschaftlich als auch für den Jäger und Naturfreund kann man sich kaum etwas Großartigeres vorstellen. Zwar darf man die Jagd in diesen Parks nicht mit der Büchse, sondern nur mit der Kamera ausüben, aber die Trophäen, die der ausdauernde und erfahrene Jäger hierbei mit einigem Duse! erbeuten kann, wiegen bestimmt auch die stärksten Elchschäufeln und Wildschaffschnecken auf. Dabei braucht man keine Sorge zu haben, daß das Wild etwa zu zahm ist, die Wildschafe dem Spaziergänger das Salz aus der Hand

lecken oder ähnliches, und man den Eindruck hat, in einem riesengroßen Zoo ohne Gitter zu sein.

Wirklich zahm sind, soweit ich beobachten konnte, nur die Hirsche und frech die schwarzen Bären. Schon der Wapiti ist vorsichtiger. Elch, Schaf und Ziege sind vertraut, aber nicht zahm. Nebenbei darf man, wenn man Wildfotografie treiben will, hierin keinen falschen Stolz haben. Für den Fotografen k a n n das Wild gar nicht zahm genug sein, und wirklich gute Aufnahmen erzielt man mit einiger Sicherheit nur dort, wo das Wild den Jäger zu fürchten verlernt hat.

Ich möchte deshalb hier auch vor der Illusion warnen, daß man etwa Tierfotografie n e b e n der Jagd treiben könne. Natürlich kann man oder soll man auch seine Kamera mit entsprechender Tele-Optik auf seinen Pirschgängen stets mit sich führen, die Ausbeute an wirklich guten und wertvollen Tierbildern wird aber trotzdem am Ende einer Jagdexpedition niemals auch nur der Rede wert sein.

Selbst in Gegenden, wo das Wild kaum je mit dem Menschen in Berührung kommt, verhält es sich gegen ihn sozusagen instinktiv ablehnend, Vertrautheit ihm gegenüber kommt erst durch die Erfahrung, daß er unter den gegebenen Umständen nicht zu fürchten ist, wie sie das Wild etwa im Gatter, am Futterplatz, im Tempelhain oder eben etwa in den großen Nationalparks in Übersee zu machen in der Lage ist. Die vielen, guten Wildbilder, die man heute überall veröffentlicht sieht, würden für den Laien weniger irreführend sein, wenn er wüßte, ein wie hoher Prozentsatz davon von solchem ausgesprochenen „Silmwild“ stammt. Wenn ich auf die lange Reihe von Enthusiasten, die ich schon an dem Problem „Wildfotografie in freier Wildbahn“ habe scheitern sehen, zurückblicke, tut es mir manchmal leid.

Jagd und Tierfotografie lassen sich nun eben einmal nicht vereinigen, wie ja auch die großen Jäger und die großen Tierfotografen unseres Jahrhunderts zwei ganz getrennte Gruppen sind.

Außer den beiden großen Parks, von denen ich eben sprach, gibt es noch einen dritten, der einen Besuch wohl lohnt, den ich aber leider selbst niemals aufsuchen konnte. Das ist der Wainwright Park bei

Edmonton mit seinem Bestand von mehreren tausend Bisons auf ca. 250 Quadratkilometer Fläche.

Die Wiedereinbürgerung des Bisons im Norden Kanadas, die augenblicklich von hier aus planvoll und in großem Maßstab erfolgt, ist wohl der faszinierendste und zugleich ermutigendste Beweis für die Möglichkeit, durch großzügige Planung eine fast ausgestorbene Großtierart nicht nur zu erhalten, sondern sie auch dem Faunenbild ihres Heimatlandes wieder natürlich einzugliedern.

Prentiss N. Gray schreibt hierüber in seinem Buch „Records of North American Big Game“:

„Im Jahre 1890 wurde eine Zählung des Bisonbestandes in Nordamerika gemacht und dabei festgestellt, daß noch 635 Stück in Freiheit und 256 Stück in Gefangenschaft lebten, im ganzen also 891 Stück.“

„Die heute lebenden Herden reinblütiger Bisons, die gegenwärtig etwa 18—20 000 Stück zählen, sind nach Dr. Hornaday, dem augenblicklich besten Kenner der Materie, fast ausnahmslos Nachkommen von fünf in Gefangenschaft gehaltenen Herden, deren Bestand im Jahre 1888 sich auf 183 Stück belief.“

„Die übrigen zahmen Herden, die darüber hinaus noch einmal ca. 80 Köpfe zählten, und alle wilden Herden, die in der Zählung von 1888 aufgenommen wurden, spielen dabei kaum eine Rolle.“

„Mit anderen Worten: die 183 Bisons der fünf zahmen Herden aus dem Jahr 1888 sind die direkten Vorfahren der heute lebenden 18—20 000 Stück.“

„Das ist eine bedeutsame Tatsache und zeigt die Möglichkeit, auch den europäischen Wisent, dessen augenblicklicher Bestand 62 Stück beträgt, wieder zu vermehren.“

„Die größte Herde befindet sich in Wainwright Park, Alberta, und sie vermehrte sich in einem Jahr so schnell, daß 2000 Stück für den Markt abgeschossen wurden. Seitdem sind 8000 Stück nach dem Peace River District, südwestlich des Großen Sklavensees, gebracht und dort in Freiheit gesetzt worden. Es war eine weise Maßnahme der kanadischen Regierung, diese wilde Gegend so zu beleben, und die nördliche Herde zählt heute unter Einschluß der sogenannten

Waldbisons zwischen 12 und 15 000 Stück.“ „Leider gibt es in den Vereinigten Staaten kein geeignetes Gebiet von genügender Größe und entsprechendem Charakter, um den Zuwachs der Yellowstone-Bisons und anderer halbzahmer Herden in Freiheit zu sehen.“ „Jedenfalls ist aber schon bei dem heutigen Bestand der Bison vor dem Aussterben sicher.“

Noch einmal erfährt das Landschaftsbild eine bedeutsame Änderung mit dem Überschreiten der Wasserscheide gegen den Pazifik. Hatten oben in den Hochlagen Tanne und Kiefer in ihren amerikanischen Arten das Landschaftsbild beherrscht und ihm einen ernsten, fast düsteren Stempel aufgedrückt, so treten jetzt auf einmal die Laubhölzer wieder mehr in den Vordergrund. Die Flugläufe sind von Beständen prachtvoller, himmelhoher Pappeln gesäumt, die Dimensionen der Fichten und Tannen wachsen ins Gigantische, die Zeder erscheint erst vereinzelt, dann immer häufiger im Bestand, und unter den Riesenbäumen breitet sich ein üppiges Unterholz von Ahorn und wilder Johannisbeere, Erle und vielerlei Weidenarten. Folgt dabei der Zug noch einer der vielen Windungen des Steenaflusses, so sieht man zurückblickend über all dieser Pracht noch die schneebedeckten Häupter der Rocky Mountains.

Wunderhübsch war auch die Nachtfahrt längs des Flusses, der durch die Lichter der zahllosen kleinen Lachs-fischerboote festlich wie in einer italienischen Nacht erhellte war.

Prince Rupert selbst bot so wenig Sensationen, daß wir froh waren, uns nur einen halben Tag dort aufhalten zu brauchen, bis uns der nordwärts gehende Dampfer aufnahm.

Die viertägige Reise bis Skagway in Alaska gilt nicht mit Unrecht als eine der schönsten Küstenfahrten der Welt, besonders wenn man wie wir den seltenen Glücksfall ständig schönen Wetters hat. Die Nächte wurden hier oben nicht mehr dunkel, so daß in den Stunden um Mitternacht Meer, Himmel und Schneeberge diese sonderbar unwirklichen Farben zeigten, bei deren Anblick man immer wieder zu träumen glaubt. Wir bummelten gemächlich durch diesen großartigen Schärengarten mit seiner ständig wechselnden Szenerie und liefen täglich ein bis zwei kleine Häfen an, die selbst, wenn wir

um Mitternacht ankamen und zwei Stunden später weiterfuhren, uns in festlicher Beleuchtung und mit geöffneten Läden und Tanzhallen empfangen.

Skagway selbst hat seinen seit den Tagen des Klondike-Goldrausches etwas verblassten Ruhm neuerdings durch seine Blumen wieder errungen. Die ersten Preise bei den großen kalifornischen Blumenausstellungen, besonders den Dahlien-Schauen, fallen jetzt fast regelmäßig nach dem dem Nordpol benachbarten Alaska, und ich muß sagen, ich habe solche hinreißend schöne Blumengärten und solche überdimensionalen Blüten wohl noch nie gesehen. Offenbar ist das Tag und Nacht anhaltende Licht während der Sommermonate etwas, was auch der sonnigste Süden nicht ersetzen kann.

Von Skagway brachte uns eine etwa vierstündige Bahnfahrt über den landschaftlich wunderschönen White-Paß nach Carcross, unserem vorläufigen Reiseziel. Am Bahnsteig waren die wenigen Weißen, die hier an diesem stillen Platz sitzen, ziemlich vollzählig versammelt, und S. wurde sofort mit wütendem Händeschütteln von all seinen alten Bekannten begrüßt.

„Wenn ich nur noch einen Schimmer hätte, wer das alles ist,“ flüsterte er mir ganz verzweifelt zu. Es war natürlich für die Einheimischen, die in den zwei Jahren, seit S. sie verlassen, kaum ein Duzend fremder Gesichter gesehen hatten, sehr viel leichter, ihn wiederzuerkennen, als für ihn, sich jedes einzelnen zu erinnern. Die enthusiastischste Begrüßung gab es aber natürlich mit Johnnie, unserem indianischen Führer, mit dem S. vor zwei Jahren nicht nur die ganze Herbstjagd absolviert, sondern auch noch im Winter eine sechswöchige Hundeschlittenreise auf Pelzfang gemacht hatte.

„Es ist alles fix und fertig,“ sagte er uns gleich, „Sie können morgen umpacken, während ich die Pferde einfange und an den See herunterbringe, und übermorgen können wir losziehen.“

Welch angenehmer Kontrast gegen unsere letzte Reise in die Mongolei, wo uns die Vorbereitungen am Ausgangspunkt nahezu sechs Wochen festhielten!

Die Zollabfertigung war im Handumdrehen erledigt, der Beamte versicherte sich nur noch, daß wir auch bestimmt am Abend zum

Bridge zu ihm herüberkämen, dann zogen wir mit Sack und Pack nach dem Caribou-Hotel, dessen Barraum, den man uns für unsere Packerei zur Verfügung gestellt hatte, wir in kürzester Zeit in einen richtigen Sausfall verwandelten. Kisten, Koffer, Säcke, Gewehre, Schlafsäcke, Kameras, europäische und Expeditionskleidung bedeckten Boden und Möbel in einem so greulichen Chaos, daß mir bei dem Gedanken, das alles richtig ordnen und verpacken zu müssen, direkt übel wurde.

Glücklicherweise konnten wir diese abscheuliche Arbeit zunächst einmal mit gutem Gewissen auf die lange Bank schieben, denn kurz nach uns erschienen auch schon unsere Bekannten, um sich von dem anstrengenden Dienst, den die durchschnittlich alle zwei Tage sich einmal ereignende Ankunft eines Zuges für sie bedeutete, bei einem Glase Bier zu erholen und von uns die letzten Neuigkeiten von „draußen“ zu hören. Hieraus resultierten dann wieder mehrere Einladungen zum Tee, denen wir gleich anschließend nachkommen mußten, so daß der Tag auf die angenehmste Weise vertrödelt wurde.

Ich muß zu meiner Schande gestehen, ich habe solche Plätze riesig gern, wo die Menschen absolut keine Eile haben, jeder immer für jeden Zeit hat, etwas zu schwätzen oder einen abzubeißen, und der einzige Zeitmesser eigentlich die Essenszeiten und die sehr variable Schlafenszeit sind. Muß man wirklich einmal arbeiten, so gibt es an diesen liebenswerten Plätzen auch immer noch Gelegenheiten genug, der Arbeit eine versöhnliche Note zu geben. Geht man z. B. an den See Wasser holen, so sieht man vielleicht gerade einmal die Äschen gut aufgehen und kann dann rasch die Angelrute holen, um eine angenehme und zugleich nützliche Stunde am Wasser zu verbringen, denn Fische essen muß der Mensch schließlich, und fällt einem am Schreibtisch gar nichts für den Bericht an die vorgesezte Behörde ein, so erinnert man sich zum Glück dafür plötzlich, daß man für den nächsten Tag noch nichts zu essen geschossen hat, und daß sicher gerade augenblicklich die Waldhühner zur Beerenäsfung draußen auf den Lichtungen sind.

Am besten hat mir in Carcroß immer der abendliche Corso gefallen. Neben der Eisenbahnbrücke führt eine breite, etwa 80 Meter

lange Holzbrücke über die engste Stelle des Sees, und hier trifft sich während der langen Dämmerung der schönen Sommerabende die elegante Welt von Carcroß. Die Frauen lustwandeln dann auf dem Knüppelbelag der Brücke, und die Männer stehen am Geländer und angeln. Die Sportfreunde fischen dabei mit der Fliege auf die meist ein bis zwei Pfund schweren Äschen, während es die mehr praktische Veranlagten mit kräftigen Handleinen und handtellergroßen Blinkern auf die schweren Seeforellen abgesehen haben. Neben der Größe der Beute besticht dabei die Praktischen, glaube ich, noch der Umstand, daß sie bei dieser Art der Fischerei sich nicht einmal die Mühe zu machen brauchen, die Leine selbst in der Hand zu halten. Der Strom, der unter der Brücke läuft, ist gerade stark genug, um die Leine stramm und den Blinker in Rotation zu halten. So kann man das ganze Gerät einfach an einen Pfosten anbinden und dann mit den Damen scherzen, nur von Zeit zu Zeit einmal fühlend, ob sich inzwischen etwas gefangen hat, um evtl. eine 8—10 kg schwere Forelle herauszuziehen.

Bei alledem hat man einen geradezu märchenhaften Blick über den See auf die hohen, schroffen Berge mit ihren schneebedeckten Gipfeln, deren Farben mit dem Lieferwerden der Dämmerung immer unwahrscheinlicher werden.

2. Kapitel

Der Marsch ins Schafrevier

Am Tage, nachdem die Indianer den See hinaufgefahren waren, um die Pferde einzufangen, starteten wir am frühen Morgen mit dem Motorboot von Mathew Watson, dem Inhaber des Kaufhauses, um uns mit ihnen bei Tagish zu vereinigen. Wir hatten uns schon am Abend vorher auf dem Bahnhof die große Gepäckkarre ausgeborgt und kartten unsere tausend Sachen beizeiten hinunter nach der Anlegestelle, wo wir sie dann mit Mathews Hilfe und viel List glücklich alle in dem kleinen Boot verstauteu. Das Wetter war schön, der See glatt wie ein Spiegel, und wir hatten eine herrliche Fahrt von vier Stunden bis Tagish.

In der Nähe von Carcoß erinnert die Szenerie vielfach an eine norwegische Fjordlandschaft. Fast senkrecht steigen die Berge direkt aus dem Wasser auf und recken ihre Häupter bis in die Region des ewigen Schnees. Bär und Schneeziege haben hier ihre Einstände und werden von den Indianern vom Kanu aus gejagt oder — genauer gesagt — vom Wasser aus bestätigt, die Jagd selbst besteht dann aus einer vielstündigen, steilen und mitunter nicht ungefährlichen Kletterei, der nach glücklicher Erlegung des Wildes der nicht minder beschwerliche Abstieg mit einer schweren Last von Wildpret auf dem Rücken folgt. Diese Jagd ist eigentlich die Hauptbeschäftigung der in Carcoß ansässigen Indianer, denn der Fleischbedarf der ganzen weißen und farbigen Bevölkerung des Yukongebietes wird von altersher immer noch ausschließlich durch Wildbret gedeckt. Die wenigen kleinen Städte und geschlossenen Siedlungen des Gebietes liegen eigentlich alle an demselben weitverzweigten Seensystem, das auch heute noch wie zu den Tagen des Goldrausches den einzigen Reiseweg nach Dawson und den Klondike-Goldfeldern bildet.

Mit ihren leichten schnellen Kanus, in neuerer Zeit immer mehr ersetzt durch Motorboote, durchstreifen die indianischen Jäger das

ganze Seengebiet, jagen Elch, Schaf und Ziege und bringen das Wildbret auf die städtischen Märkte zum Verkauf.

Was dort nicht abzusehen ist, das übernehmen die Pelztierfarmen. Ähnlich machen sie es mit der Fischerei. Die ganze Familie zieht im Sommer hinaus nach irgendeinem ergiebigen Fischplatz, schlägt am Ufer ihr Zelt auf und fischt mit Stellnetzen Seeforelle und Weißfisch, die dann alle drei Tage im Boot nach der nächsten Stadt oder den Farmen gebracht werden, wenn man sie nicht gerade einem vorüberfahrenden Passagierdampfer mitgeben kann. Diese Dampfer, die im Sommer das einzige Verkehrsmittel zwischen den Plätzen im Seengebiet bilden, sehen noch heute genau so aus wie zu den Zeiten des Goldrausches, ich habe sogar den Verdacht, daß es z. T. wohl überhaupt noch dieselben sonderbaren Urchen sind, die sich schon damals mit ihren mächtigen Schaufelrädern im Heß durch die Stromschnellen nach Dawson kämpften. Werden sie im Herbst beim Einfrieren stillgelegt, so tritt der Postschlitten mit Hunden über das Eis an ihre Stelle. Natürlich war während der Fahrt viel von der Sportfischerei die Rede, und Mathew erzählte, daß doch fast jeden Sommer Angler aus den Staaten oder Kanada hier heraufkämen, um Seeforellen und Äschen zu fischen. Sie lassen sich dann meist von Johnnie oder einem der anderen indianischen Führer mit einem Motorboot hinausfahren, kreuzen auf den Seen herum, kampieren im Zelt täglich an einer anderen landschaftlich schönen Stelle am Ufer, und fischen so immer neue Gebiete ab. Leider scheinen die großen Seeforellen nur an einer einzigen Stelle des Seengebietes die Fliege zu nehmen, sonst ist man ganz darauf angewiesen, mit dem Blinker zu fischen. Forellen von 10—15 kg sollen ein ziemlich alltäglicher Fang sein, während die wirklich kapitalen Fische 25—30 kg erreichen, und ich von vertrauenswürdiger Seite 38 kg als das höchste bekannte Gewicht eines Fisches habe nennen hören.

Wer also Lust auf Flugfischerei hat, der muß sich an die Äschen halten, die in allen in die Seen mündenden Bächen und den die Seen verbindenden Flußstrecken überall reichlich vorhanden sind, ein Gewicht von 1 kg aber selten überschreiten. Trotzdem geben sie in schnellen Wässern und bei leichtem Zeug ausgezeichneten Sport.

In den flacheren und mehr versumpften Seen, wie in dem jenseits Lagish liegenden Marsh-Lake, kann man außerdem auch auf Hechte fischen. Dort soll im Herbst auch eine hervorragende Entenjagd sein.

Mathew erzählte von einem Amerikaner, der im vorigen Jahr von einer Ausfahrt auf den See mit Johnnie 130 kg Forellen heimbrachte. Die beste Zeit für diese Fischerei ist die erste Julihälfte.

Nachdem wir etwa zwei Stunden unterwegs waren, änderte sich die Szenerie. Die Berge an den Ufern wurden flacher, bewaldetes Hüggeland trat allmählich an ihre Stelle und Pappelwälder zogen sich am Ufer hin. Nach einer weiteren Stunde hatten wir den Abfluß des Sees erreicht. Hier ist eine recht gefährliche Stelle für die Bootsfahrt: eine Felsspitze ragt vom Grunde bis dicht unter die Wasseroberfläche auf, und eine große Anzahl von tiefergehenden Booten haben sich schon an ihr aufgespießt und sind verloren gegangen. Mathew visierte scharf nach seinen altgewohnten Richtpunkten am Ufer und rauschte in voller Fahrt dicht an ihr vorbei.

Nach einer Weile sahen wir aus dem den Fluß säumenden Weidenbüsch Rauch aufsteigen: Johnnie erwartete uns dort mit den Pferden. Als wir landeten, hochte er mit seinen drei Mann am Feuer und briet zwei Pfannen voll Elchwildbret, das er sich gerade von einem vorbeiziehenden Jäger hatte geben lassen, während hinter jedem Weidenbusch ein neugieriges Pferdegesicht hervorlugte. Ich will Johnnie und seine Begleiter, von denen noch viel die Rede sein wird, hier gleich vorstellen.

Johnnie ist der Führer und Ausrüster der ganzen Expedition. Ihm gehören die Pferde, die gesamte Ausrüstung, er stellt die mitzunehmenden Lebensmittel und besoldet die übrigen Indianer. Der Jäger, der eine Expedition mit ihm unternimmt, zahlt einen bestimmten Betrag pro Tag ab und an Carcoß und hat sonst nur Gewehre, Munition, persönliche Ausrüstung und Schlaffack zu stellen.

Johnnie ist gleichzeitig, wie alle von der Regierung konzessionierten Führer, vereidigter Jagdschußbeamter, nebenbei der einzige Indianer, der im Parkgebiet zu dieser Stellung aufgerückt ist. Die Regierung hat so die Jagdkontrolle, wenigstens was auswärtige Jäger an-

belangt, in dem ganzen riesigen Gebiet mit den einfachsten Mitteln in der Hand, denn kein von auswärts kommender Jäger darf ohne Begleitung eines konzessionierten Führers jagen.

Johnnie ist klein und zierlich gebaut, man müßte ihn mit dem kleinen Finger umstoßen können, wenn man ihn ansieht, darin täuscht man sich aber gewaltig. Wenn man ihn einmal mit den schweren Packkisten hat herumjonglieren sehen, dann weiß man Bescheid. Er hat eine im Vergleich zu seinem Eigengewicht geradezu ungläubliche Kraft.

Außerdem kann er ungefähr alles: ganz gleichgültig, was kaputt geht, er repariert es. Er ist der größte Meister der Bratkunst am offenen Feuer, der mir je begegnet, unvergleichlich geschickt im Umgang mit Pferden und schließlich und endlich ein Meister in der Jagd, wie mir unter den vielen Führern, mit denen ich gejagt, kaum ein zweiter begegnet ist.

Nummer 2 ist sein Schwager George, mir selbst als Jagdführer zugeteilt, während Johnnie mit G. jagt. Die beiden Schwäger sind geradezu lächerliche Kontraste: während Johnnie die personifizierte gute Laune ist, ist George eigentlich ständig mürrisch. Mich stört das weiter nicht, denn er erwartet bei dieser Wesensart nicht, daß man sich unterwegs mit ihm unterhält, und das ist gut für die Jagd und bequem für mich. Die Jagd versteht er von Grund auf und gibt wohl Johnnie an Schärfe der Augen und Geschicklichkeit im Anpirschen nichts nach, nur täuscht er sich, da er nicht die langjährige Übung von Johnnie hat, leicht einmal im Ansprechen der Trophäen. Er hat die Figur eines Bären und einen gutgeschnittenen Kopf, wundert sich ständig, daß ich in den Bergen nicht so flott steigen kann wie er und steigt mit einer Last von einem Zentner oder mehr auf dem Rücken über die schwierigsten Passagen zu Tal, als ob er auf dem Boulevard von Carcross promenierte.

Nummer 3 ist Johnnies jüngerer Bruder Peter, der als Koch fungiert. Einen vergnügteren Menschen als Peter habe ich, glaube ich, in meinem Leben nicht getroffen. Es ist wirklich eine Wohlthat, ihn im Lager zu haben, denn er hat immer etwas Lustiges zu erzählen und steckt alle anderen mit seiner guten Laune an. Selbst George

muß manchmal — wenn auch sehr wider Willen — lächeln. Wenn er so gut kochen könnte, wie er lachen kann, dann wäre er das absolute Ideal eines Koches.

Nummer 4 ist William, der Pferdejunge. Der Einzige, der nicht zur Familie gehört und das erstemal mit im Busch ist. Die anderen sind rührend besorgt darum, daß er auch recht viel lernt, und treten ihm oft ihre liebsten Arbeiten ab, damit er sich darin richtig üben kann. Außer dem Beaufsichtigten der Pferde und der Lagerarbeit liegt ihm die Behandlung der Trophäen ob, die er mit viel Fleiß und Geschicklichkeit betreibt. Nebenbei ist er ein ganz geschickter Jäger, den wir hin und wieder aushilfsweise mit hinausnehmen, und ein guter ruhiger Junge. Meine besondere Freude erregt immer sein Fressvermögen. Es ist geradezu unfasslich, wo all das Platz hat, was er in seinen ständig kauenden Mund stopft. Unsere Mahlzeiten im Zelt spielen sich so ab, daß Johnnie sozusagen als Hausherr das Fleisch schneidet und vorlegt. Gewöhnlich bleibt dann, wenn alles satt ist, noch soviel zurück, daß eine kleine Familie davon eine Woche bequem leben könnte. „Na, William, wie ist es?“ fragt Johnnie, während S. und ich uns freudige Blicke wegen des kommenden Schauspiels zuwerfen. William nickt und läßt sich den ganzen Fleischberg zuschieben. Er wischt sein großes Messer noch einmal an den Hosen ab und macht sich unerschrocken an die Arbeit, bis nur die abgenagten Knochen noch von vergangener Pracht zeugen. S. und ich nennen ihn den Bielfrag, was ja unter diesen Umständen nicht so besonders originell, dafür aber äußerst kennzeichnend ist.

Soviel über unsere vier Getreuen. Nun muß ich rasch noch mit ein paar Worten unsere sechzehn Pferde vorstellen. Bei ihrem ersten Anblick war ich einigermaßen erstaunt. Ich hatte unter diesen rauen Lebensbedingungen eigentlich kleine, langhaarige Ponys, wie etwa in der Mongolei, erwartet. Statt dessen fand ich große starke Arbeitspferde mittleren bis schweren Schlages.

Diese Pferde, z. B. schon hier oben geboren, haben sich so vollkommen akklimatisiert, daß sie den langen subarktischen Winter mit seiner furchtbaren Kälte und seinem tiefen Schnee vollkommen sich selbst überlassen auf der Weide überdauern. Nur in den gefährlichsten



Aufn.: Graf A. Seilern

†endes Caribou



Aufn.: Graf A. Seilern

Lagerbild

Zeiten sehen die Indianer danach, daß sie eine offene Wasserstelle haben, und gegen das Frühjahr hin wird unter Umständen etwas an den Seeufeln geerntetes und aufgestapeltes Heu hinausgebracht. Katastrophen kommen natürlich hin und wieder vor. So verlor Johnnie vor einigen Jahren 14 von seinen 30 Pferden innerhalb weniger Tage. Viele von den Pferden gehen auf eine ganz merkwürdige Weise zugrunde. Beim Wälzen auf den Moortwiesen kommen sie mitunter mit dem Rücken so unglücklich in eine Vertiefung zwischen zwei Bülden zu liegen, daß sie sich nicht mehr auf die Seite rollen können und so, alle vier Beine in der Luft, einen langsamen und qualvollen Tod erleiden. Wir mußten im Lager nach dem Abfattern, wenn sich alle Pferde fröhlich auf dem Boden wälzten, um die durch die Packfädel gedrückten Rücken zu erfrischen, mehrmals Pferde mit vereinten Kräften auf die Seite wälzen, nachdem sie sich in der Rückenlage so festgeklemmt hatten, daß sie nicht mehr allein hoch konnten. Von unseren 16 Pferden, sechs Reit- und zehn Packpferden, dazu zwei Fohlen, verdienen eigentlich nur zwei, hier namentlich genannt zu werden. Das eine ist „Silver“, das Reitpferd von S., ein aus dem Süden importierter Fuchs mit heller Mähne, der früher als Combopferd im „round up“ gegangen war und daher Fähigkeiten und Charakter hatte. Er ging mit großer Umsicht und Sicherheit auch im schwierigsten Gelände, war nur hin und wieder etwas temperamentvoll und ein großer Springer, der Baumstämme, über die alle anderen Pferde einfach hinwegschritten, zum Spaß mit einem Riesensatz nahm, S. dabei aus seinen süßesten Träumen aufschreckend.

Das andere ist „Dempsey“, der Führer der Packpferde. Für Dempsey war es Ehrensache, als erstes Packpferd hinter den Reitpferden zu marschieren. Beim Losbinden nach dem Satteln, wenn die anderen Pferde die Gelegenheit benutzten, um schnell noch ein Maul voll Gras abzurupfen, stand er mit gespißten Ohren bereit, um sich auf Zuruf sofort den Reitpferden anzuschließen, und diesen Platz gab er unter keinen Umständen auf. Er war bei weitem das beste und sicherste Packpferd, trotzdem er schon ein Auge im Beruf verloren hatte, und die wertvollsten Lasten wurden immer ihm anvertraut.

Nachdem wir mit den Indianern die zwei Pfannen voll Elchwildbret geleert hatten, ging es ohne Säumen ans Umpacken, denn wir wollten am Nachmittag noch ein paar Stunden marschieren. Alles wurde aus unseren großen Transportkisten in die Satteltlisten und Satteltaschen verteilt, und diese dann sorgsam paarweise im Gewicht ausgeglichen; dann ging es ans Satteln und Packen.

Für Märsche in der Steppe oder im kahlen Hochgebirge ist das eine sehr einfache Sache, für Waldmärsche dagegen eine äußerst schwierige und komplizierte Angelegenheit, die ich hier mit ein paar Worten erklären muß.

Als Unterlage bekommt das Pferd zunächst ein mit Elchhaar gefülltes Kissen von 1,50 : 1,50 Meter aufgelegt, darauf wird dann der hölzerne Packfattel mit Vorder- und Hinterzeug gegurtet. Dann kommen die Seitenpacks, Säcke oder Kisten, auf die beiden Seiten des Sattels und werden an den beiden giebelförmigen Sattelgabeln mit geheimnisvollen Knoten festgeschlungen. Danach wird dazwischen oben über den Sattel das „Oberpack“ gelegt. Nun wird der ganze Aufbau mit einem Stück Segeltuch überdeckt und dann nochmals angegurtet. Dieser Obergurt wird sehr scharf angezogen; die Indianer stemmen sich dabei mit den Füßen gegen die Packs, um genug Kraft zum Ziehen zu haben, und verschnüren sie dann mit dem etwa 4—5 Meter langen Tau, in dem der Obergurt endet, kreuzweise nach einem Schlingen- und Knotensystem, das jedem Segelschiffsmatrosen Ehre machen würde, so fest, daß selbst Blechkisten durch den Druck dieser Verschnürung oft vollkommen plattgedrückt werden.

Es liegt auf der Hand, daß diese übertrieben scharfe, doppelte Gurtung die Pferde sehr mitnimmt, zumal ein Lockern der Gurten über die Mittagspause nicht angängig ist, da sonst die Packs rutschen würden. Man ist daher darauf bedacht, daß die Pferde nicht länger als höchstens 8—9 Stunden gepackt bleiben, hat aber trotzdem in der ersten Zeit dauernd mit Druckschäden zu tun, so daß es einem oft selbst innerlich weh tut, die Gurten über dem rohen Fleisch anziehen zu müssen.

Das erste Packen auf einer solchen Expedition ist natürlich immer das Schwierigste, und es war so fast 5 Uhr nachmittags geworden, als Johnnie das Kommando „Losbinden“ gab. Die Pferde wurden von den Weidenbüschen abgebunden, die Unbindestricke an den Halftern gut verschnürt, damit sie nicht am Buschwerk hängenblieben, und dann nahmen Johnnie, S. und ich die Lete, während die anderen drei Mann die Pferde von hinten nachtrieben.

Im Anfang ging es natürlich etwas wild, die Pferde rannten nach allen Richtungen durch die Büsche, daß die Packs nur so krachten, oder sungen großartige Keilereien an, da sie aus verschiedenen Herden stammten und sich noch nicht kannten. Die Indianer setzten ihnen nach und brachten sie mit großer Ruhe und Geschicklichkeit auf den richtigen Weg, während wir drei im Schritt vorausritten. Nach einer halben Stunde hatte sich die Kolonne vorschriftsmäßig im Gänsemarsch geordnet.

Wir marschierten die ersten Stunden hindurch noch in der Nähe des Sees entlang durch Mischwald und Weidendickichte, wo uns die Moskitos gründlich zusetzten.

In einem abgebrannten Waldstück in einem Gewirr von durcheinanderliegenden verkohlten Stämmen sahen wir das erste Wild: eine Kette Waldhühner. Die Jungen waren noch so schwach, daß wir sie nicht schießen möchten, ich hielt aber an und sah ihnen einen Augenblick zu, wie sie zwischen den Stämmen herumhuschten; während die alte Henne auf einem Baumstumpf stand und uns kritisch musterte:

Diesen Augenblick benützte Dempsey, um sich nach vorn zu schieben, von mir unbemerkt marschierte er an meinem Pferd vorbei, und da es nicht aus seiner Herde stammte, nahm er die Gelegenheit wahr, um ihm mit beiden Hinterhufen einen saftigen Hieb in die Rippen zu versetzen, wobei er unglücklicherweise mit dem einen Huf meinen Unterschenkel dicht über dem Knöchel erwischte. Der Schmerz war im Moment derart infernalis, daß mein erster Gedanke war: „Ade Kanada!“ Ich war selbst ganz erstaunt, als ich stöhnend aus dem Sattel kroch, daß ich auf dem angeschlagenen Bein noch stehen konnte. Gebrochen war es also jedenfalls nicht, das war die Haupt-

sache! Um nicht ganz steif zu werden, humpelte ich zuerst einmal eine Weile neben dem Pferd her und brachte es auch dahin, daß ich mit der Kolonne Schritt halten konnte, wenn auch unter großen Schmerzen.

Wir kamen jetzt allmählich in höheres und trockneres Gelände. Der Weidensumpf machte einem ganz lichten, kümmerlichen Kiefernwald ohne jede Bodenvegetation Platz, der in seinem Gesamteindruck merkwürdig an eine richtige pommersche Kienheide erinnerte. Johnnie erzählte, daß gerade diese armseligen Bestände der Lieblingsaufenthalt einer Waldhuhnart, der spruce grouse, seien. Sie sollen sich hier aber erst gegen den Herbst hin einstellen und den Sommer über, solange die Jungen noch nicht ausgewachsen sind, sich in dichteren und feuchteren Partien aufhalten.

Wir marschierten durch diese an sich sehr bequeme und angenehme Gegend bis 9,30 Uhr abends. Dann zeigte eine gewisse Veränderung der Vegetation, wie das Auftreten von Fichten, Pappeln, Gebüsch und Beerkraut, daß wir uns einem Flußlauf näherten. Um 9,45 machten wir auf einer kleinen Lichtung im Weidengebüsch Lager. Die Pferde wurden abgefattet, Feuer gemacht und die Zelte aufgestellt. Ich konnte mich an all dem leider nicht beteiligen, denn ich hielt es doch für ratsamer, mein Bein hochzulegen. Um 10,30 gab es Abendessen, das wir gerade noch bei schwindendem Büchsenlicht einnehmen konnten, und dann ging es schleunigst in den Schlaffack.

S. und ich hatten ausgemacht, daß wir uns im Schießen auf Wild während der Marsche immer tageweise abwechseln wollten, damit immer nur einer sein Gewehr oder besser seine Gewehre, Büchse und 22er, bereitzuhalten brauche. Außerdem hatten wir einen silbernen Pokal gekauft, der dem zufallen sollte, der während der Marschtage das meiste Wild mit dem 22er erlegte. Die Bedingungen waren so, daß zwei Fehlschüsse einen Strafpunkt bedeuteten und beim Verfolgen oder Anpirschen von Wild die Kolonne nicht länger als fünf Minuten aufgehalten werden durfte. Geschossen wurden Wald- und Schneehühner, Sumpf- und Wassergeflügel und Schneehasen.

An Waldhühnern kamen in dieser Gegend drei Arten vor: blue grouse, die größte Art, in der Größe vielleicht zwischen Birk- und

Luertwild stehend, spruce grouse, das häufigste Waldhuhn, in Größe und Zeichnung am ersten an ein Haselhuhn erinnernd, und willow grouse, im Inneren von uns selten angetroffen und auch verhältnismäßig scheu.

Das Los hatte entschieden, daß ich am ersten Tage schießen sollte, und ich nahm daher den 22er an den Sattel und Johnnie meine Büchse an den feinen. Wir nahmen es nicht sehr stürmisch mit dem Frühaufstehen, frühstückten erst gegen 8 Uhr, sattelten und packten dann und marschierten gegen 9,30 ab. Wir marschierten am Rande eines sumpfigen Tales unter einem mit lichtem Laubholz bestandnem Hang entlang. Nach etwa zwei Stunden trafen wir hier die ersten Waldhühner, eine Kette blue grouse, die dicht neben den Pferden den Hang hinauf spazierten. Ich sprang aus dem Sattel, zog das Gewehr aus dem Halfter, lud und fehlte prompt. Die Hühner nahmen aber davon keine Notiz, sondern wanderten friedlich den Hang hinauf. Auch ein zweiter Fehlschuß, den ich zu meinem maßlosen Zorn dem ersten folgen ließ, machte ihnen keinerlei Eindruck. Ich stieg nun hinterher und holte sie in einer lichten Pappelgruppe ein, wo sie mit langen Hälsen auf Baumstämmen und Steinen herumstanden, so daß ich mit den nächsten sechs Kugeln sie alle sechs erledigen konnte.

Kurze Zeit darauf kamen wir wieder auf eine Kette blue grouse, die aber sofort aufbaumten. Ich schoß eines vom Gipfel einer Pappel herunter und sah erst, als ich seinen Fall beobachtete, daß weiter unten auf dem Baum noch ein zweites saß, dem das geschossene fast auf den Kopf fiel. Trotzdem blieb es ruhig sitzen, so daß ich es mit der nächsten Kugel herunterholen konnte.

Unsere Mittagsrast hielten wir an einem wunderschönen, von Fichtenwald umgebenen See. Johnnie erzählte, daß an einer Enge dieses Sees im Herbst eine Art Weißfisch von etwa zwei Pfund Gewicht sich in solchen Massen einstellte, daß ihn die Indianer dann einfach mit Schaufeln aus dem Wasser schaufeln könnten.

Am Nachmittag zogen wir wieder, wie am Vormittag, zwischen einem weidenbestandenen Tal und einem waldigen Hang entlang. Wir trafen hier mehrere Ketten spruce grouse, die aber z. T. so

vertraut waren, daß es schon beinahe etwas widerlich war, auf sie zu schießen, und ich ganz zufrieden war, als Johnnie schließlich sagte, wir könnten nun nicht mehr Hühner für die Küche gebrauchen. Ein- und zwanzig Stück hatten wir schon an den Sätteln hängen.

Gegen 5,30 nachmittags machten wir am Waldrand Lager, acht Hühner wurden abgezogen, geviertelt und in der Pfanne gebraten. Sie waren so zart und fein im Geschmack, wie ich es bei so frischgeschossenem Wild nie erwartet hatte, wirklich eine Zierde der Tafel. G. und ich beschlossen aber doch, das Konkurrenzschießen erst etwas später beginnen zu lassen, wenn die Hühner etwas weniger vertraut wären.

Nach dem Essen bummelten G. und ich mit Drilling und Angelrute noch etwas in der Umgebung des Lagers herum und wir ließen uns schließlich an einem hübschen kleinen See auf einer Lichtung zur Beobachtung nieder. Die Freude war aber nicht von langer Dauer: die Moskitos setzten uns so zu, daß wir bald das Feld räumen mußten. Auch im Zelt mußten wir ein Moskitoneß über unsere Schlafsäcke spannen.

Trotzdem wir uns den ganzen Tag über fleißig bewegt hatten, war ich gar nicht müde. Durch den offenen Zeltvorhang blickte ich in die dämmerige Nacht hinaus, lauschte den Glocken der weidenden Pferde und den vielfachen Lauten der Wildnis und fühlte mich so glücklich und zufrieden, daß ich den Schlaf gar nicht vermißte, bis er mich doch unversehens überfiel.

Am nächsten Morgen erreichten wir nach etwa einstündigem Marsch eine sumpfige Niederung mit einer Kette kleiner landschaftlich wunderhübscher Seen. Nach sorgsamer Prüfung des Geländes fand Johnnie schließlich eine Stelle, wo wir über ein etwa 100 m breites Moor zwischen zwei Seen das andere Ufer erreichen konnten. Die Passage war nicht besonders gemütlich, das Moor schwankte wie eine gute Sprungfedermatraße, und man konnte die Füße bei jedem Schritt nur mit Mühe aus dem Moos und Morast herausziehen. Wir kamen aber alle glücklich hinüber bis auf ein Packpferd, das in seiner Ungeduld nach vorn drängte, dabei von unserer Spur abkam und sofort bis an die Ohren im Sumpf verschwand. George und

William mußten also bis über die Knie ins Moor hineinwaten und ihm die Last abnehmen, worauf es mit einigen Sprüngen sich aus der schlechten Stelle herausarbeitete.

Inzwischen war aber bereits ein anderes Unheil über uns hereingebrochen: die Pferde, die den Sumpf schon passiert hatten, hatten sich, während wir mit Skukum herumegerzierten, selbständig auf die Wanderschaft begeben. G. war ihnen zwar sofort nachgesezt, aber in dem dichten Busch konnte er sie nicht richtig zusammenhalten, und wenn er ein paar überrundete und zurücktrieb, so brachen inzwischen die anderen seitlich durch die Büsche aus.

Es blieb uns nun nichts anderes übrig, als mit möglichster Beschleunigung die Fährten zu verfolgen, um die Ausreißer wieder einzuholen. Das Terrain war recht unbequem, lauter sehr steile Hügel und Schluchten und so dichter Bestand, daß man nicht reiten konnte, sondern im Lauffschritt bergauf und bergab sein Pferd hinter sich herschleifen mußte.

Nach etwa einer halben Stunde erreichten wir, in Schweiß gebadet, einen ziemlich hohen Hügelfamm, und hier fanden wir zu unserer großen Erleichterung den größten Teil der Verbrecher, die dort ganz friedlich herumstanden, als wenn gar nichts passiert wäre. Wir hatten längere Zeit tun, um die bei der Flucht durch den Wald verrutschten und z. T. den Pferden unter dem Bauch hängenden Packs wieder in Ordnung zu bringen, und ich freute mich dabei der herrlichen Aussicht, die man von hier oben hatte. Eingebettet in ein Meer von Fichtenwäldern lagen sieben Seen tief unter uns.

Während wir die Packs verschnürten, war Johnnie wie ein Hirsch davongestürzt, um die drei noch fehlenden Pferde einzufangen. Wie er es gemacht hat, weiß ich nicht, jedenfalls kam er nach etwa einer halben Stunde in ebenso stürmischem Lauf wieder zurück, die Pferde hinter sich herziehend. Resultat des Intermezzos: aus der Last des versunkenen Pferdes ein Teil Lebensmittel unbrauchbar und bei der Flucht durch den Wald ein Packsattel zerschellt.

Den Rest des Tages marschierten wir durch ziemlich reizlose Gegend, hauptsächlich erst vor einigen Monaten abgebrannten Wald.

Gegen 5 Uhr machten wir Lager auf der Höhe über einem breiten Bachtal.

S. und ich gingen sofort hinunter, um zu fischen, ich bekam aber nur zwei Äschen auf die Fliegen, von denen ich eine wegen des ungünstigen Ufers beim Landen verlor; dafür wurden wir in den Weidendickichten am Bach von den Moskitos fast aufgefressen.

Die Nacht war etwas unruhig, denn die Pferde hatten anscheinend nun begriffen, daß ihnen eine längere Reise bevorstand, und versuchten deshalb immer wieder, in Richtung Heimat zu entweichen. Wir hatten sie am Abend talaufwärts auf Weide getrieben, damit sie, wenn sie sich auf den Weg heimwärts machten, am Lager vorbei müßten, und lauschten nun ständig auf die Glocken. Sowie sie sich dem Lager näherten, liefen die Indianer hinaus und jagten die Pferde talaufwärts zurück.

Das wiederholt sich immer wieder während der ersten drei bis vier Nächte, solange die heimatlichen Weiden noch in der Nähe sind. Nachher ergeben sich die Pferde in ihr Schicksal und verlaufen sich höchstens nachts einmal auf der Suche nach besseren Weideplätzen.

Suicide Cabin, Teslin River

Das Wetter am nächsten Morgen war wieder trübe, aber ohne Regen, als wir um 9,30 aufbrachen. Wir stiegen von unserer Höhe herab und dann in dem Weidendickicht des Tales aufwärts. Leider waren wieder eine ganze Reihe von Mooren und moorigen Stellen zu passieren, was für meine gute dicke Stute immer eine Prüfung ist; denn an Stellen, über die alle anderen Pferde noch mit Leichtigkeit hinweggehen, droht sie infolge ihres hohen Eigengewichts bereits zu versinken. Nachdem ich sie als vorsichtiger Mann eine ganze Weile über alle Sumpfstellen am Zügel geführt hatte, mich selbst mit Verzweiflung durch das Weidengestrüpp pressend, wurde ich allmählich etwas sorglos, und das rächte sich sehr bald. Als ich über ein kleines Moor ritt, das Johnnie und S. bereits ohne Anstände passiert hatten, sackte meine gute Dicke plötzlich unter mir ab. Ich riß sie noch einmal an der Trense hoch, in der Hoffnung, sie würde in ein paar Sprüngen das feste Land erreichen, sie sank aber sofort wieder ab und rollte auf



Aufn.: Graf A. Seilern

Ein Sommer-Caribou und Johnnie



Aufn.: Graf A. Seilern

Goldgräberlager Iron Creek

die linke Seite, während ich schleunigst von ihr wegrollte, um nicht in den Sumpf hineingemangelt zu werden. In einer Sekunde waren wir aber beide wieder auf den Beinen und trotteten uns aufs feste Land, ohne daß irgend jemand etwas von dem kleinen Mißgeschick merkte. Erst eine Stunde später entdeckte ich, daß es doch eine unangenehme Folge gehabt hatte: mein gutes altes Schwedenmesser, das durch acht Jahre wirklich Freud und Leid mit mir geteilt hatte, hatte im Sumpf seinen Untergang gefunden. Offenbar hatte ich es beim Rollen am Boden aus der Scheide herausgedreht.

Wir stiegen nun in einem engen Weidental zwischen ziemlich steilen Höhen, wo es sich aber gut marschierte, zur Passhöhe hinauf, wo wir Mittagstraft machten. Mir hatte den ganzen Vormittag über mein geschlagenes Bein etwas Sorge gemacht, denn es tat wieder mehr weh und zeigte an zwei Stellen harte Knoten. Gräßliche Perspektiven einer kommenden Verschlimmerung mit der Notwendigkeit längerer Bettruhe hatten den ganzen Vormittag über mein Gemüt umdüstert. Als ich den Gummistiefel auszog, war das Bein heiß und hart, was meine Laune nicht gerade verbesserte. Die Mittagspause in dem schwülen Weidengestrüpp, wo die Sonne unangenehm brütete und man kaum einen trockenen Platz zum Sitzen fand, war nicht besonders angenehm.

Nachher kam ein sehr schwerer mehrstündiger Abstieg zum Fluß. Die ganze Zeit ging es durch zwei bis drei Meter hohes sehr dichtes Weidengestrüpp mit sumpfigem Untergrund und einer geradezu unglaublichen Menge von gefallenem Fichten, die uns meist schon nach wenigen Metern zwangen, einen glücklich gefundenen Gleichwechsel zu verlassen und uns wieder seitwärts in die Büsche zu schlagen. Schon bei einer normalen Pirsch wäre diese Kletter- und Watpartie kein Genuß gewesen, mit meiner guten Dicken am Zügel war es schon mehr als Schinderei. Während sie es nämlich, sobald ich im Sattel saß, gar nicht eilig hat und trotz allen Treibens niemals nach vorn Anschluß halten kann, so daß sich immer einzelne von den Packpferden dazwischenklemmen, hat sie es, sobald man sie am Zügel führt, um so eiliger. Vor allem beim Passieren von sumpfigen Stellen hat sie ein merkwürdiges Talent, einem mit einem Riesensatz gerade

auf den Waden zu landen, so daß man eigentlich ständig vor ihr auf der Flucht sein muß. Ich mußte dabei oft an den „Mann im Stryerland“ denken, viel schlimmer kann es ihm auch nicht gegangen sein. Raum war man wie ein Eichhörnchen mit der Tenne in der Hand über drei bis vier Fallbäume gehüpft, so mußte man auch schon auf die Seite springen, denn sie kam mit dem Getöse einer aufgeschreckten Elefantenherde hinterher geprasselt und landete gerade dort, wo man eben gestanden. Atempausen während eines solchen Geländelaufes werden leider nicht gewährt. Die Lete muß dauernd im Marsch bleiben, da, sobald es vorn eine Stockung gibt, die hinteren Pferde aufrücken und dabei von der Spur abkommen, so daß sie entweder im Sumpf versinken oder sich zwischen engstehenden Bäumen mit den Paddes festklemmen. Absolut bewundernswert sind die Nerven dieser Pferde, die sich durch keinerlei Geländeschwierigkeiten auch nur im geringsten aus der Ruhe bringen lassen und auch in dem bösesten Moor oder dichtesten Fallholzgewirr immer noch Zeit finden, ein Maul voll Gras abzurupfen.

Als wir gegen 5 Uhr glücklich den Fluß erreichten, war, glaube ich alles ganz zufrieden. Johnnie preßte sich als erster durch das Weiden-
gestrüpp und trat ans Ufer hinaus, kam aber sofort wieder zurück und flüsterte: „Ein Eich im Fluß, schnell das Gewehr heraus!“

Wir gingen nun wieder ans Ufer vor und wirklich, da stand der Eich etwa 300 m flussaufwärts im Wasser, etwa 20 m vom Ufer entfernt. Die Pirsch war verhältnismäßig einfach. Sobald die Schaufeln unter Wasser verschwanden, während der Eich am Grund äste, spazierten wir ganz gemächlich auf ihn zu, tauchten die Schaufeln wieder auf, so blieben wir stehen. Als wir uns dem Eich auf etwa 200 m genähert hatten, versperrte uns ein Altwasser den Weg. Es mußte also ein weiter Schuß werden. Ich legte auf einer Weide auf und schoß dann auf den fast spitz von vorn stehenden Eich, während er das Haupt unter Wasser hatte, in der Hoffnung, ihn ins Genick zu treffen, überschroß ihn aber. Die zweite Kugel saß gut vorn am Blatt, so daß sie die Kammer diagonal durchschlagen mußte. Auf den Schuß stürzte sich der Eich sofort ins tiefe Wasser und rann dem anderen Ufer zu, dabei aber durch die Strömung sich uns nähernd.

Zu meinem Schrecken murmelte jetzt Johnnie hinter mir: „Hoffentlich versinkt er nicht, Schausler sinken manchmal im Wasser.“ Wir ertrogen, ob wir ihn unter diesen Umständen lieber bis ans andere Ufer lassen sollten, das gegen dreihundert Meter entfernt war, dann meinte Johnnie aber, ich sollte ihn doch lieber im Wasser totschießen. Der Elch war jetzt etwa 150 m entfernt, und ich sah beim Anlegen mit Schrecken, was für ein kleines Ziel doch so ein schwimmender Elch bietet. Auf meinen Schuß kippte er auf die Seite, gewann dann aber das Gleichgewicht wieder und rann weiter. Auf den nächsten Schuß sah man nur die Schaufeln auf die Seite sinken, und dann war der Elch verschwunden — abgesunken! „Kein Elchsteak heut Abend,“ bemerkte Johnnie bedauernd, „er wird erst während der Nacht hochkommen, dann können ihn morgen die Leute in Whitehorse fressen!“

Ich muß sagen, mir war etwas übel zumute, aber was sollte man machen? Nachdem der Elch den ersten Schuß hatte, blieb doch nichts anderes übrig, als ihn so schnell wie möglich totzuschießen. Hätte er im Feuer gelegen oder wäre nach dem ersten Schuß an Land gegangen, dann hätten wir ihn gehabt. Man kann eben nicht alles in seine Berechnungen einbeziehen, und von der Möglichkeit des Absinkens hatte ich keine Ahnung.

Wir gingen nun zu den Pferden zurück, und ich schlug schamhaft meine Augen nieder, um nicht all die enttäuschten Gesichter zu sehen.

Peter hatte inzwischen den Kahn herangebracht, der in einem Altwasser verborgen gewesen war, und es ging nun ans Übersetzen. Erst wurde mit den Anbindestrieken der Pferde eine Art Koppel, gegen das Wasser offen, gemacht und alle Pferde dort hineingetrieben. Dann wurden zwei Veteranen am Strick vom Boot aus ins Wasser gezogen und, sobald sie schwammen, die ganze übrige Gesellschaft mit Geschrei und Schlägen hinterdrein gejagt. Alle, selbst ein ganz kleines Fohlen, stürzten sich mutig in die Flut und hatten in wenigen Minuten, ohne wesentlich von der Strömung abgetrieben zu werden, das andere Ufer erreicht.

Das Boot kam nun zurück und holte die Küchenvorräte, damit gleich das Kochen losgehen könnte, während G. und ich mit dem Rest der Sachen noch zurückblieben. Das Warten in dem Weidensumpf

gehörte nicht gerade zu den größten Vergnügen, denn neben reichlichen Mücken fanden sich jetzt Wolken von kleinen schwarzen Fliegen ein, deren Stiche wie Feuer brannten. Wir versuchten zuerst, uns Pferdedecken über die Köpfe zu hängen, da ich einmal gehört hatte, daß deren scharfer Geruch die Mücken abhielte; anscheinend gilt dies aber nur für europäische Mücken, jedenfalls ließen sich diese Fliegen durchaus nicht dadurch schrecken. Erst als wir ein Feuer anmachten und uns in den Rauch stellten, hatten wir etwas Ruhe. Nach langer Zeit sahen wir zu unserer Befriedigung endlich das Boot drüben abstoßen. Es hatte ungefähr die Mitte des Flusses erreicht, da rief Johnnie plötzlich von drüben; „Halt an! der Elch kommt angeschwommen!“ Wir liefen ans Ufer hinunter, und tatsächlich: dort kam die große dunkle Masse ganz gemächlich den Fluß herabgetrieben. Der Mann im Boot legte ihm einen Strick um die Schaufeln und versuchte dann, heftig rudern das andere Ufer zu erreichen. Der Elch war aber nicht so leicht aus der Strömung herauszubekommen, und erst mehrere 100 m unterhalb des Lagers konnte ihn der Mann an einer Weide am Ufer festbinden. Nun wurden wir endlich auch aus unserer Haft befreit und nach dem Lager übergesetzt.

Ich legte dort nur meinen Kram ab und fuhr dann mit zwei Mann und zwei stumpfen Messern hinunter zum Elch, um Wildbret zu holen. Die Ufer waren dort ziemlich schlammig, so daß es nicht möglich war, ihn im ganzen aufs Trockne zu ziehen. So mußte er, so gut es ging, im Wasser zerwirkt und stückweise ans Land gezogen werden. Wir landeten zuerst ein Blatt und dann das Haupt, um des Leckers habhaft zu werden. Die Schaufeln waren für hiesige Begriffe die eines gerade jagdbaren Schauflers, ca. 1 m Auslage, schon ziemlich fertig, aber noch nicht gefegt. Während der ganzen Prozedur des Zerwirkens setzten uns Fliegen und Mücken, durch den Schweiß angelockt, ganz unglaublich zu, so daß man eigentlich dauernd wie ein Narr herumtanzte. Wir waren heilsfroh, als wir Lecker, Leber und Feist glücklich heraus hatten und damit zum Lager zurückrudern konnten.

Die Leber war für meine Begriffe unglaublich groß, sie soll bei einem normalen Schaufler schon 15—20 Pfund wiegen und in der

Brunftzeit sich auf beinahe doppelte Größe erweitern, dann aber ungenießbar sein. Übrigens fand diese Leber auch nicht die Billigung der Sachleute, sie sollte zuviel Schweiß enthalten, vermutlich, weil der Elch im Wasser verendet war.

Auf dem Weg zurück zum Lager sah ich übrigens noch ein ziemlich großes zottiges, braunes Tier in den Uferbüschen herumkriechen. Ich glaubte, es sei ein Vielfraß, blamierte mich damit aber leider fürchterlich, denn es war nur ein Stachelschwein, das, als es uns wahrnahm, eine Fichte hinaufkletterte und ein komisches Kreischen hören ließ.

Nach dem Abendessen, das wir heut erst um 9 Uhr einnahmen, fischte ich noch etwas im Fluß mit dem Spinner, aber ohne Erfolg. Gegen 10,30 krochen wir dann unter unser listig drapiertes Moskitoneß, was sich als ein akrobatischer Akt erster Ordnung erwies, denn man mußte auf ganz kleinem Raum in den Schlaffack einschliefen, ohne dabei das nur mit Sicherheitsnadeln angesteckte Neß herunterzureißen.

Der etwas unheimliche Name des Platzes, Suicide Cabin, kommt daher, daß der letzte Bewohner, als er von einer sehr schmerzhaften Krankheit überfallen wurde und keine Möglichkeit sah, rechtzeitig einen Arzt zu erreichen, erst seine Hunde und dann sich erschöpf. Tragödie der Wildnis!

Valley of the fighting bulls

Der nächste Tag, der 3. August, wurde ein Ruhetag, um etwas für die Küche zu schießen, denn man kann bei der augenblicklichen Hitze Fleisch leider nicht länger als zwei Tage halten. Außerdem hatten auch die Pferde einen Ruhetag dringend nötig, und gerade hier oben in der Paßhöhe, wo wir lagern, haben sie die allerbeste Weide. Hier an dieser Stelle haben auch schon vor zwei Jahren G. und Johnnie während des Pelztierfanges im Winter ihr Lager gehabt. Sie ließen damals eine ganze Menge Vorräte in einem „cache“ (auf einem Baum angebrachtes Versteck) zurück, das jetzt unter allgemeiner Spannung heruntergeholt wurde. Alles war unberührt und in bestem Zustand, nur der Zigarettentabak soll in den zwei Jahren nach dem Urteil der Sachleute erheblich stärker geworden sein.

Wir hatten schon gestern Abend vom Lager aus mehrere Caribous auf den Höhen über der Waldregion beobachtet und stiegen deshalb heute früh alle vier dorthin auf. Der Aufstieg durch die Waldregion war nicht weiter gefährlich, und hatte man die erst einmal unter sich, dann gab es auch nicht mehr viel zu steigen.

Dort oben war es ganz herrlich! Gras, Fels und Schneefelder, brausender Wind, Murmelpfiffe, Schneehühner in Mengen und auf den höchsten Spitzen hin und wieder ein Caribou im Hochlicht auftauchend. An den Bächen, die aus den Schneefeldern herunterkamen, blühten Bergsüßholzwurzel von einem so leuchtenden Blau, wie ich es in Europa nie gesehen, weiße und rosa Gumpfanemonen, Eisenhut und Arnika. (Ich benenne diese Pflanzen ihrem Aussehen nach mit ihren europäischen Namen; wahrscheinlich sind es amerikanische Arten, auf die diese Namen gar nicht passen. Jedenfalls machen sie auf botanische Richtigkeit keinen Anspruch.) Die Pirsche geht in größter Gemächlichkeit vor sich, indem man nur von einem guten Aussichtspunkt zum anderen wandert, sich dann dort auf zehn Minuten oder auch zwei Stunden niederläßt und die ganze Gegend sorgsam mit dem Glas beobachtet. Ich hatte mein Glas an George gegeben, da sehr große Übung dazu gehört, einen im Bett sitzenden Elch oder Caribou auf mehrere Kilometer Entfernung zu entdecken.

Sehr leid tat es mir, den 22er heut nicht mitzubringen, ich hätte erst ein Murmeltier schießen können und dann eine ganze Anzahl Alpen- und Moorschneehühner. Im Gegensatz zu den Waldhühnern flogen die Schneehühner ziemlich leicht auf, aber meist nur die Hälfte der Kette, während die übrigen gemächlich zwischen den Felsen herumspazierten, so daß man sie eines nach dem anderen hätte abservieren können. George warf nach dem einen wohl zehnmal mit Steinen, ohne daß es davon Notiz nahm, trotzdem die Steine oft nur eine Handbreit neben ihm einschlugen.

Nachdem wir etwa eine Stunde lang an einem sanften Hang dicht unter der Höhe um den Berg herumgepirscht waren, plätscherten wir plötzlich auf ganz kurze Distanz auf ein Rudel von vier schwachen Caribou-Hirschen, die in einer schneegefüllten Mulde unter uns standen. Glücklicherweise hatten sie uns noch nicht weg, so daß ich

bis zum Rand vorkriechen konnte, wo ich sie auf etwa 30 m vor mir hatte. Offenbar hatte aber doch einer etwas gemerkt, als ich die Büchse über einen Stein vorschob. Jedenfalls fuhren sie plötzlich durcheinander und trollten dann ab. Ich dachte mir schon, daß sie nicht weit gehen würden, und blieb im Anschlag, bis sie auf etwa 80 m verhofften, schoß dann auf den Stärksten, der mit einem Halschuß wie eine Pappscheibe umfiel und keinen Lauf mehr rührte. Die anderen traten ganz verwirrt herum, und ich hätte wohl alle drei noch schießen können. Schließlich trollten sie aber doch ab. Wir nahmen nun von dem geschossenen Stück Lecker, Leber und eine Keule, packten sie in den Rucksack und zogen dann weiter. An diese Methode, vom geschossenen Wild nur Stücke herauszuschneiden, muß man sich als europäischer Jäger erst etwas gewöhnen.

Während der Mittagspause sahen wir an einem fernen Hang über ein Tal hinweg einen scheinbar recht guten Elchschauler. Hoffentlich ist er noch da, wenn wir in der zweiten Septemberhälfte wieder hier jagen. Da die Aussichten, einen Bären zu sehen, augenblicklich gering sind weil sie alle an die Flüsse abgewandert sind, um auf die nach dem Laichen verendenden Lachse zu warten, stiegen wir nach der Mittagspause ab und waren schon um 1,45 wieder im Lager. Außer den vier Caribous, von denen ich eines geschossen, sahen wir noch zwei einzelne Caribous und außer dem großen Elchschauler noch ein Tier.

Goldgräberlager Iron Creek

Am nächsten Morgen ritten wir schon früh ab, trotzdem wir noch das „cache“ machen, d. h. Proviant für die Rückreise zurücklassen mußten. Etwa zwei Stunden ging es ein hübsches, leidlich trockenes Weidental mit einzelnen Fichten und einem schönen Blick auf die dahinterliegenden Berge entlang. Dann standen wir plötzlich vor einem mehrere hundert Meter abfallenden Steilhang. Unten ein enger Talkessel, von dem aus einem Meer von Fichtenwipfeln ein wunderhübscher kleiner See heraufblinkte. Es war wirklich einer der schönsten Ausblicke, die ich bis jetzt hier in dieser an Naturschönheiten so reichen Gegend gesehen hatte. Leider war der Preis, den

wir für die Vogelperspektive zu zahlen hatten, entsprechend hoch, denn wir mußten selbst hinunter. In einem übel steilen Hang mit sehr dichtem Bestand von Fichten und Balsamtannen schlitterten wir talwärts, Johnnie mit der Art voraus, um den Weg zu bahnen. Rechts und links sanken die arm- bis schenkelstarken Bäume in Reihen unter seinen flinken Streichen, um den Packpferden mit ihren weitausladenden Lasten den Weg freizumachen. Als wir glücklich den See erreicht hatten, glaubte ich, wir seien am Ende unserer Leiden. Aber weit gefehlt. Es ging sofort wieder einen ebenso steilen Hang hinauf und dann über greuliche Massen von Fallholz wieder abwärts, bis wir die Region der geliebten weidenbewachsenen Moore erreichten. Sie waren aber diesmal verhältnismäßig milde, trotzdem hier auch wieder einmal Erlendickichte auftraten, und um 1,30 hatten wir den Fluß erreicht und machten an einem sehr angenehmen Platz Rast.

Am Nachmittag ging es erst einige Meilen durch zwar trockene aber scheußlich dichte Weidengestrüppe am Bach entlang, den wir dann im dauernden Hitzack, je nachdem, wo der Weg besser schien, kreuzten. Sehr interessant waren die großen Sibirerämme, aus Holz aufgeschichtet und mit Erde vermauert, die an den ruhiger fließenden Seitenarmen kleine Stauseen produziert hatten. Manche von den Dämmen waren wohl 10—12 m lang und 1 m stark; von den Sibern selbst sahen wir keine Spur, nur frischgeschnittenes Aspenholz gab Kunde von ihrer Anwesenheit.

Gegen 5 Uhr erreichten wir die Einmündung unseres Baches in den Iron Creek, und damit — oh Wunder — eine Automobilstraße mitten im Urwald. Sie war zwar nicht irgendwie befestigt, da sie nur im Sommer benutzt wurde, aber doch für uns eine große Erleichterung.

Nach ungefähr 4 km erreichten wir dann das Goldgräberlager, wo die ganze Besatzung von 16 Mann, einer Frau und drei Kindern uns in erwartungsvollem Schweigen empfing. Der Leiter begrüßte uns, wie alle anderen im blauen Overall, und zeigte uns den besten Lagerplatz, dann bat er S. und mich, im Haus des Ingenieurs zu schlafen, der augenblicklich in Teslin sei.



Im Weidenfumpf



Aufn.: Graf A. Seilern

Bild auf Quiet Lake

Diese Sommerhäuser sind recht praktisch gebaut, eine Kombination von Zelt- und Holzhaus oder ein Zelt mit massiven Fundamenten: Holzfußboden und 1,50 m hohe Wände, Holztür und über das Ganze straff gespannt ein gewöhnliches Zelt. So hat man eine ganz hübsche geräumige Stube, auch ohne Fenster immer hell und luftig im Sommer. Besonders genossen wir Tisch und Regale, auf denen wir unser Waschzeug und sonstige Habseligkeiten ausbreiten konnten, denn das macht das Lagerleben etwas mühsam, daß man alles, was man braucht, gleich wieder in den Koffer oder Sack zurückgeben muß, wenn man es nicht am Boden liegen lassen will, wo wahrscheinlich Pferde oder Menschen darauf treten.

Nach dem Essen gingen wir noch etwa 2 km stromab zu einem größeren Pfuhl unter einem Wasserfall, um dort zu fischen. Die Äschen bissen wie verrückt, so daß man oft zwei zugleich an den beiden Fliegen hatte, sie waren aber zu klein, um irgendwelchen anglerischen Reiz zu gewähren. Außerdem mußte man genau gegen den Strom fischen, so daß man dauernd Schnur einnehmen mußte, und schließlich war es so dunkel — es war nach 9 Uhr — daß man die Schnur nicht mehr sehen und so nur ahnen konnte, wo die Fliege war. E. machte hier auch seine ersten Versuche im Fliegenwerfen, fing auch ein paar Fische, schlug sich aber dann den Streckter so ins Kinn, daß ich den Haken durchdrücken mußte, bis der Widerhaken herauskam. So konnte ich ihn dann im Lager abkneifen und den Haken zurückziehen. Solange mußte E. mit der „Fliege am Rinn“ herumgehen.

Ganz interessant war mir die Entstehung dieses Goldgräberlagers. Im Gegensatz zu früher, wo alles in endlosen Märschen mit Packpferden und Hunden an seinen Bestimmungsort gebracht wurde, hatte man hier zunächst per Boot einen zerlegten Raupenschlepper nach einem 20 km von der Arbeitsstelle entfernten See gebracht. Von dort hatte man dann die Autostraße nach der Arbeitsstelle gebaut, und nun kamen die schweren Sachen wie Rohrleitungen usw. per Motorboot, die Lebensmittel und Post aber per Flugzeug nach dem See und wurden dort von dem Schlepper abgeholt.

Das Flugzeug machte den Weg von der Bahn aus, zu dem man sonst gut acht Tage mit dem Packzug braucht, in wenig mehr als

einer Stunde. Bei unserer Ankunft war man gerade etwas in Sorge, denn das Flugzeug war seit 14 Tagen überfällig, Lebensmittel waren knapp, und man hatte schon einen Mann ausgesandt, um zu forschen, ob das Flugzeug abgestürzt sei.

Den Fleischbedarf der Mannschaft im Lager deckte ein angestellter Jäger. Sein 10 jähriger Sohn erzählte mir voll Stolz, daß er selbst auch schon fünf Elche und ein Caribou mit Daddys Büchse geschossen hätte. So werden die wirklichen Jäger!

Die folgenden Tage sind mir in keiner besonders angenehmen Erinnerung. Die Märsche waren lang und anstrengend. Trotzdem wir ziemlich hoch an den Hängen der den Quiet Lake umschließenden Berge entlangzogen, kamen wir nicht recht aus der Region der Weidensümpfe heraus. Immer und immer wieder mußten wir stundenlang, bis an die Knie im Morast, durch das Dickicht quälen, die Pferde am Zügel nachziehend und von brütender Hitze und unendlichen Schwärmen von Moskitos und schwarzen Fliegen gepeinigt.

Kamen wir zwischendurch einmal auf trockenen Boden, so waren in der Regel die Nadelholzbestände so dicht, daß ständig zwei Mann mit Äxten vorausgehen mußten, um Platz zu schaffen.

Nur wo wir bis in die Gegend der oberen Waldgrenze hinaufgelangten, wurde das Gehen besser. Die Bestände waren hier so licht, daß man auf den breiten Elchwechsellern, die sich hier oben regelmäßig an den Hängen entlangzogen, bequem reiten konnte.

Die armen Pferde hatten nichts zu lachen, denn nach den anstrengenden Märschen mußten sie sich obendrein noch meist mit einer mehr als kümmerlichen Weide für die Nacht begnügen. Wir sahen zwar manchmal tief unter uns den See mit seinen Wiesen, es war aber wegen der Sümpfe unmöglich, dort hinabzusteigen. So mußten wir, wenn es gegen Abend ging, im Walde nach irgendeiner Lichtung suchen, wo die Pferde wenigstens ein paar Halme Gras fanden, und mußten oft 2—3 Stunden länger marschieren als geplant war, nur weil wir absolut keinen geeigneten Lagerplatz finden konnten.

Das einzige Wild, das uns begegnete, waren einige spruce

grouse, und zwar meist einzelne alte Hähne, die Gesperre schienen sich tiefer unten aufzuhalten. Ganz großartig ist die Schußfärbung dieser Hühner im Nadelwald. Das Blaugrau der Oberseite hat genau den Farbton des Nadelwerks der Fichten, während das Schwarz von Hals und Brust genau den schwarzen, roßhaarartigen Flechten entspricht, die lang von den Zweigen hängen und den Fichten ein merkwürdig melancholisches Aussehen geben. Die Hauptsache ist, im Moment, wo man das Burren des aufstehenden Huhnes hört, genau aufzupassen, wo es aufbaumt, und diese Stelle nicht mehr aus dem Auge zu lassen. Man wird dann das Huhn bald regungslos auf einem Ast stehend entdecken und ohne Schwierigkeiten herunterholen können.

Die einzige erstrebenswerte Beute, die wir außer den grouse sahen, waren zwei große, helle Habichte, deren Bälge ich gern mitgenommen hätte. Da aber ihr ganzes Benehmen verriet, daß sie ihren Horst mit Jungen in der Nähe hatten, ließ ich sie leben.

Abends hörten wir hin und wieder das Geheul der Coyoten ums Lager, bekamen aber natürlich nie einen zu Gesicht. Johnnie erzählte, daß sie erst vor etwa 20 Jahren in diese Gegend eingewandert seien, während es früher nur den großen grauen oder schwarzen Waldwolf hier gab. Er gibt auch den Coyoten teilweise die Schuld an dem Rückgang der Waldhühner in den letzten Jahren, da sie sich vorzugsweise in den tiefgelegenen Brutgebieten herumtreiben und ihnen dadurch viel Hennen und Junggeflügel zum Opfer fallen. Die Füchse dagegen leben meist hoch oben über der Waldregion, haben auch ihre Heerde dort oben in den Felsen und stellen mehr den Schneehühnern und kleinen Nagern als den Waldhühnern nach.

Der Coyote scheint auch das einzige Raubtier zu sein, dem das Stachelschwein zum Opfer fällt. Er muß irgendeinen Trick haben, daß er es trotz seiner Stachelmähne packen kann, und knabbert es dann sehr geschickt aus seinem Stachelkleid heraus. Alle anderen Tiere gehen dem Stachelschwein im großen Bogen aus dem Wege, denn seine lose sitzenden Stacheln, die mit ihren Widerhaken sofort in der Haut des Angreifers haften bleiben, rufen dort ziemlich böse Entzündungen oder gar Blutvergiftungen hervor.

Johnnie erzählte recht interessant aus der „guten alten Zeit“, wo es noch wirklich viel blue grouse gab. Er ging damals jeden Herbst, wenn sie sich in bestimmten Tälern an der oberen Waldgrenze einstellten, hinaus, um für den Markt zu schießen. Die Hühner waren dann mitunter zu Flügen von mehreren hundert Stück zusammengetan, so daß sie, wenn man sie auffagte, oft zu 10—15 Stück auf einem Baum aufbaumten und man, von unten anfangend, eines nach dem anderen mit dem 22er herunterschließen konnte. Er erzählte — und ich habe keinen Anlaß, an der Wahrheit dieser Erzählung zu zweifeln — daß er einmal, als er in eine solche große Schar hineinlief, auf einem Gang von ca. 100 m 83 blue grouse von den Bäumen schoß. Ein anderes Mal schoß er mit einem Partner zusammen 300 blue grouse in drei Tagen in ein und demselben Tal.

Gegen Abend des dritten Marschtages änderte sich das Landschaftsbild etwas, vor uns tauchten dicht am Seeufer ein paar höhere felsige Kuppen auf, und ihnen strebten wir nun zu, in der Hoffnung, dort oben für die Pferde gute Weide zu finden. Wir stiegen und stiegen, schwitzend, pustend, es wurde 6 Uhr, es wurde 6,30, endlich hatten wir die erste Felskuppe erreicht. Die Weide war hier ausgezeichnet, aber — kein Wasser! Dafür wurden wir durch einen wunderbar schönen Blick auf den unter uns liegenden etwa 30 km langen See und die Berge auf der anderen Seite entschädigt. Dann begann eine beschwerliche Wanderung an einem steilen, felsigen Hang dicht unter dem Grat; Johnnie wollte nicht nachgeben und zu Tal steigen, er sagte, man fände immer in den Sätteln solcher felsigen Rämme kleine Seen mit guter Weide. Und er behielt recht! Nachdem wir schon mehrere Sättel passiert hatten, wo das Wasser ausgetrocknet war, kamen wir endlich an eine Stelle, wo wir einen kleinen kreisrunden See, von grünem Gras umgeben, unter uns sahen. Ich glaube, die griechischen Soldner der Anabasis werden schwerlich beim Anblick des Meeres so zufrieden gewesen sein, wie wir beim Anblick dieses Lämpels!

Um 7,30 konnten wir glücklich die Pferde absatteln, die besonders durch das letzte Stück Weges am steilen Hang und über sehr übles kriechendes Balsamtannen-Gestrüpp recht abgearbeitet waren.

Johnnie gestand uns hier, er hätte sich selbst diesen Weg durch den Wald um den See herum nicht so schwierig vorgestellt. Das gibt aber eben dem Wild jenseits diesen sicheren Schuß, daß kein Mensch sich traut, mit Packpferden hierher vorzudringen, und diejenigen, die mit Kanus hier auf den Quiet Lake kommen, können wieder nicht ohne Pferde in die Berge hinauf.

Wir sahen mehrere Pfade, wo Kanus von Osten her über die Wasserscheide nach dem See heruntergetragen worden waren (ca. 8 km, keine kleine Arbeit!), von dem man dann bequem bis hinunter in den Yukon paddeln kann. Das Tiefland gehört hier eben dem Kanu, das Gebirge den Packpferden, und wer wie wir, um abliegende Gebirge zu erreichen, mit den Pferden durchs Tiefland zieht, der muß leiden!

Spät am Abend hatten wir noch einmal einen ganz wunderbaren Blick hinunter auf den See in diesem merkwürdig klaren, blaugrauen Dämmerlicht, das man nur im hohen Norden in späten Abendstunden und bei bedecktem Himmel zu sehen bekommt. Die schwarzen Silhouetten der Fichten und das zarte Blaugrau von Schneebergen und Wasser gaben einen ganz wunderbaren Effekt.

Die Nacht zum 8. August goß es ununterbrochen, und, als wir früh aus den Zelten krochen, umhüllte uns ein so dicker Nebel, daß man kaum 10 Schritt weit sehen konnte. Es wurde also ein Ruhetag eingelegt, was mir nicht unlieb war, denn ich hoffte, so mein geschlagenes Bein, das immer noch ziemlich häßlich ausah, etwas schneller in Ordnung zu bekommen.

Im Laufe des Tages klarte es allmählich auf, so daß wir die Schneeberge jenseits des Sees im strahlenden Sonnenlicht sahen, während unter uns ein Meer schöner weißer Wolken lagerte, durch das nur hin und wieder einmal der See aus unendlicher Tiefe heraufschimmerte.

Auch die nächste Nacht brachte wieder Regen, wir marschierten aber trotzdem am folgenden Tage um Mittag ab, um den Rose River zu erreichen, wo wir auf Wild oder Fische hofften, denn hier oben gab es nichts dergleichen. Der etwa vierstündige Abstieg zum Fluß war

eine mühselige Angelegenheit, er brachte mir aber wenigstens vier Waldhühner ein, so daß wir wieder eine Mahlzeit hatten. Unten am Fluß kamen wir in einen breiten Sumpfgürtel, so daß wir froh waren, als wir dicht am Fluß eine etwas höher gelegene Insel von Fichtenwald fanden, wo wir Lager machen konnten. Johnnie machte sich gleich mit der Büchse auf den Weg, in der Hoffnung, irgendwo im Fluß einen Elch zu erwischen, bekam aber leider nichts zu Gesicht. Ich versuchte inzwischen mein Heil mit Angeln, bekam aber auch nichts.

Die ganze Nacht ging wieder ein solider Regen nieder, so daß an Abmarschieren nicht zu denken war, und Johnnie, als ich mit früh mein Waschwasser holte, ganz richtig bemerkte: „Kriechen Sie nur hier einmal durch das Weidendickicht, das ist besser als die gründlichste Waschung!“

Der Tag war ziemlich öde, da man sich nicht aus dem Lager rühren konnte, denn auf der einen Seite waren wir durch den Fluß, auf der anderen Seite durch die Weidendickichte und Altwässer eingeschlossen.

Dazu waren Fliegen und Mücken in dieser feuchten Niederung geradezu unerträglich, zumal sich auch die Pferde nicht aus dem Lager vertreiben ließen und das ganze Ungeziefer natürlich noch mehr anzogen.

Den ganzen Tag standen sie dicht gedrängt im Rauch des Lagerfeuers, um sich der Quälgeister auch nur einigermaßen zu erwehren, und wir mußten immer nur aufpassen, daß sie sich nicht direkt in die Blut stellten; denn sie verbrannten sich so oft die Hufe in der übelsten Weise, ohne es selbst zu merken.

Der Marsch des nächsten Tages führte uns am Fluß entlang, den wir, durch Sümpfe oder Steilufer aufgehalten, fortgesetzt kreuzen mußten. Der Einstieg von dem meist 1—1½ m hohen Ufer in das brausende Wasser mit seinem Untergrund von grobem Geröll war immer ein etwas unbehaglicher Moment, meine gute Dicke war aber hier ganz auf der Höhe: sie setzte sich richtig auf ihre vier Buchstaben und rutschte dann ganz gemächlich hinab.

Nach der Mittagspause kamen wir allmählich in immer höheres und trockeneres Gelände mit ganz lichtem Wald, in dem es sich vorzüglich marschierte. Wir frohlockten, nun endlich die Region der Sümpfe hinter uns zu haben, — leider zu früh! In einem ganz

trocken aussehenden Moosmoor versanken wir so übel, wie ich es bisher noch nicht erlebt hatte. Den Vogel schoß natürlich wieder meine Dicke ab! An einer Stelle, die die anderen Pferde schon passiert hatten, sprang sie in ihrer Angst solange wie besessen herum, bis sie glücklich bis an den Bauch drin saß und sich stöhnend in ihr Schicksal ergab. Ich gab ihr eine Minute Ruhe und versuchte sie dann an der Trense herauszuzerren. Sie saß aber so fest, daß sie nur ein paar kümmerliche Sprünge machen konnte, und dann endgültig auf der Seite lag. Ich wollte ihr nun wenigstens der Sicherheit halber die Büchse vom Sattel nehmen und rief dem herbeieilenden William zu, er solle ihr den Kopf tief halten, damit sie nicht aufspringen könne, während ich zwischen ihren Beinen hantierte. In seinem Biereifer wollte er mir aber mit der Büchse helfen, sie benutzte die Gelegenheit zu einem neuen Startversuch und sprang mir natürlich auf mein angeschlagenes Bein. Offenbar hatte ihr dies aber guten Fußhalt gegeben, denn sie erreichte glücklich und unter ungeheurem Gestöhne das feste Land.

Leider war die ganze Gegend in Wild sowohl wie in Fischen sehr enttäuschend. Oft sahen wir den ganzen Tag kein einziges Waldhuhn und trotzdem ich mich keine Mühe verdrießen ließ, sobald wir im Lager waren, den Fluß auf Kilometer abzufischen, bekam ich doch nur selten einen Fisch. Offenbar standen sie um diese Zeit weiter oben in den Bergen!

Rose River

Wir hatten einen angenehmen Morgen, so warm, daß man nach dem Waschen gern ein kleines Sonnenbad nahm. Abmarsch um 9,30. Was Gelände anlangt, so war der heutige Marsch wirklich ein angenehmer Spazierritt. Der Wald trat, je höher wir kamen, desto mehr zurück, löste sich in einzelne Baumgruppen und Bäume auf, sonst Tal und untere Hänge von dichtem, gegen 2 m hohem Birken- gestrüpp überwuchert, in dem man auf den breit ausgetretenen Wild- wechseln ganz gut vorankam. Ich ging allerdings viel zu Fuß, denn beim Reiten zogen einem die zähen Birkenruten Fuß und Bügel so stark und andauernd nach hinten, daß man allmählich an die selige

Rekrutenzeit erinnernde Hüftgelenkschmerzen, bekam. Jedenfalls kann einem auch der strengste Reitlehrer nicht das Knie so gründlich und andauernd zurücknehmen wie diese Birkenruten.

So zogen wir bei schönstem Wetter sehr behaglich unseres Weges, alle paar hundert Meter, je nach dem Lauf der Wildwechsel, den Fluß kreuzend.

Nach etwa einer Stunde entdeckte Johnnie hoch am gegenüberliegenden Hang einen Elchschaufler. Er stand ganz frei, spitz von vorn, regungslos auf uns herabäugend, und bot mit seinen mächtig ausgelegten Schaukeln wirklich ein prachtvolles Bild.

Trotz seiner dominierenden Position versuchte ich, mit Johnnie auf Schußweite heranzukommen. Es tat mir zwar leid um das starke Bastgeweih, und ich hätte lieber einen schwächeren Schaufler geschossen, aber wir brauchten zu dringend Fleisch. Drei Tage lang fast ausschließlich von Grütze, hot cakes, Marmelade und Käse zu leben bei starker körperlicher Betätigung, das hält auf die Dauer auch der stärkste Mann nicht aus.

„Bring die Nieren gleich mit herunter“, raunte mir C. zu, als er mir das Gewehr aus dem Futteral ziehen half.

Vor dem Hang, an dem der Elch stand, war noch ein kleiner Hügel, den ich ungesehen besteigen konnte. Ich hatte hier den Elch auf etwa 400 m spitz von vorn, das Korn deckte ihn aber auf diese Distanz schon vollkommen zu, so daß ein sicherer Schuß auf den Stich nicht mehr möglich war, und eine Nachsuche an einem Marschtage ist natürlich eine mißliche Sache! Ich hätte vielleicht trotzdem geschossen, muß ich zu meiner Schande gestehen, aber Johnnie entdeckte rechtzeitig eine Möglichkeit, noch etwa 150 m heranzukommen, und wir rutschen wieder von unserem Hügel herunter. Während wir außer Sicht des Elches waren, wurde diesem aber die Sache doch offenbar unheimlich, jedenfalls riefen sie uns von unten zu, er marschiere ab. Wir liefen rasch wieder auf den Hügel hinauf, sahen ihn aber nur noch auf etwa 500 m in den Weiden verschwinden.

Gegen Mittag wurden wir mit einem ganz soliden Regenguß bedächt, es klarte dann aber bald wieder auf, so daß wir während des Mittagessens (Brot, Käse, Tee) unsere Mäntel wieder trocken konnten.



Aufn.: Graf A. Seilern

Mittagstast am Rose River



Flußübergang, Rose River

Um Nachmittag sahen wir seit langer Zeit die ersten Zeichen, daß andere Menschen hiergewesen waren: an einem Baum hingen ein Paar Schneeschuhe, ein Gewehr und ein paar Fallen, Hinterlassenschaft zweier Trapper, die vor zwei Jahren im Frühling zur Biberjagd hiergewesen waren. Sie waren von der Schneeschmelze überrascht worden, so daß sie ihre Hundeschlitten nicht mehr brauchen und nur das Notwendigste und Wertvollste auf ihre Hunde als Tragtiere packen konnten.

Leider gab es Nachmittags etwa eine Stunde lang einen wolkenbruchartigen Regen, dem auch die besten Regenmäntel nicht mehr standhielten, und was man über den Regen noch trocken gehalten hatte, das wurde nachher beim Reiten durch die nassen Weiden um so gründlicher eingeweicht. Trotzdem zogen wir zähneklappernd bis gegen 6 Uhr weiter und machten dann an einem steilen Hang ein ziemlich unbequemes Lager. Nachdem das Küchenzelt aufgeschlagen, und ich mich dort vollkommen umgezogen hatte, fühlte ich mich schon wieder ganz behaglich. Trotzdem konnten wir alle ein tüchtiges Lagerfeuer gut gebrauchen, denn unser Souper von Tomatensuppe und süßem Reis mit Rosinen war auch nicht besonders stärkend!

Den nächsten Tag machten wir zum Rasttag, denn es mußte unbedingt etwas für die Küche geschossen werden; es ging so einfach nicht weiter.

Nach dem Frühstück wanderten wir alle vier zusammen los und kletterten den sehr steilen Hang hinter dem Lager in scheußlichem Weidengestrüpp empor. Auf halber Höhe wurde gerastet, und die Indianer spekulierten mit den Gläsern die Gegend ab. Johnnie entdeckte schließlich am Hang eines Seitentales jenseits des Lagers einen Elchschaufler, der sich auf einem offenen Fleck in den Weiden niedergetan hatte. Die Entfernung in Luftlinie war wohl 4—5 km. Ich konnte ihn selbst mit dem Glase nicht entdecken. Da wir Fleisch mehr als nötig brauchten, und der Platz, wo der Schaufler saß, auch als Köderplatz für Bären günstig lag, wurde ich zur Exekution detachiert. Wir gingen also nach dem Lager zurück, und alles wurde für das große Schlachtfest vorbereitet, d. h. William mußte ein Pack-

pferd für eine Fleischladung fertig machen und uns damit folgen, so wie er unser Rauchsignal sähe.

George legte, um den Ernst der Handlung gebührend zu würdigen, ein paar nagelneue, schneeweiße Zwirnhandschuhe an, und wir machten uns auf den Weg. Nach etwa zweistündigem mühevollen Kampf mit den Weiden und Birken im Tal waren wir endlich ca. 300 m unter dem Schaufler, dessen Haupt wir gerade über den Weidenbüschen sehen konnten. In diesem Augenblick ging mit lautem Gekackel eine Kette Schneehühner vor uns auf. Sofort war der Schaufler auf den Läufen und äugte nach uns herab. Wir verbrachten eine angstvolle Minute, denn, wenn er jetzt abzog, war es faul mit dem Schießen. Er tat uns aber den Gefallen, sich am selben Fleck wieder niederzutun, nur konnten wir jetzt gar nichts mehr von ihm sehen.

Wir kletterten nun vorsichtig aufwärts, jeden Moment darauf gefaßt, einen raschen Schuß abzugeben, wenn er hochwürde.

Etwa 150—180 m unter der Stelle, wo er sitzen mußte, erreichten wir eine kleine Gruppe von Balsamsichten, von der aus man guten Auschuß hatte. Ich installierte mich dort für einen sicheren aufgelegten Schuß, und dann fing George an zu pfeifen, erst leise, dann immer lauter, ging schließlich zum Rufen über, es rührte sich aber nichts.

Ich hatte schon den Verdacht, daß sich der Schaufler unbemerkt davon geschlichen hätte, da sah ich auf einen gellenden Ruf von George hin sich die Schaufeln über den Weiden bewegen; im nächsten Moment tauchte der Elch auf, ziemlich spitz gegen uns stehend.

Ich kam gut auf dem vorderen Rand der Blattschaukel ab, der Elch brach im Knall vorn zusammen und trollte dann ab, verhoffte aber schon nach etwa 30 Schritt, worauf ich ihn in der Eile prompt vorbeischuß; offenbar war er aber schon recht krank, denn er nahm gar keine Notiz mehr von dem Schuß. Die nächste Kugel warf ihn im Feuer zusammen, und er rollte mit großem Getöse durch die Weiden den Hang hinab.

Wir machten nun zunächst ein Rauchfeuer an und gingen dann ans Zerwirken. Um die Reste als Köder möglichst haltbar zu machen,

schärften wir so wenig wie möglich auf, holten nur von hinten Nieren mit Fett, Filets, Rückenstücke und etwas von der Keule. Leider konnte ich so gar nichts über die Wirkung meiner Schüsse feststellen.

Der Schaufler war nach Georges Urteil etwa 3—4 jährig, die Schaufeln noch nicht sehr groß, er trug aber doch auf jeder Seite zwölf Enden. Die Borderschaufeln mit handförmig gebreiteten Enden, drei und vier, standen im rechten Winkel zu den Hauptschaufeln, so daß das Geweih von vorn ganz abnorm aussah.

Nachdem wir einen kleinen Umbiß genommen hatten, wanderte ich zum Lager zurück, ruhte dort eine Viertelstunde und stieg dann wieder zum Fluß hinunter, um zu fischen. Nachdem ich etwa eine Stunde erfolglos stromauf gefischt hatte, kam ich an eine Stelle, wo der Fluß durch eine felsige Klamm eingeengt kleine Wasserfälle mit Becken darunter bildete. Hier bekam ich die ersten Fische, deren Landung in dem wild zwischen den Felsen strömenden Wasser ganz schwierig war. Die Pools waren aber so klein, meist nur wenige Quadratmeter groß, daß ich nie mehr als einen Fisch aus einem herausbekam. Mit großer Mühe kroch und kletterte ich schließlich bis an eine Stelle vor, wo der senkrecht ins Wasser abfallende Fels endgültig den Durchgang sperrte.

Etwa 6 m stromauf lag natürlich gerade der einzige größere Pool, aber ein überhängender Weidenzweig machte einen Wurf dorthin fast unmöglich. Während ich die Situation noch studierte, sah ich am Ausgang des Pools einen Prachtfisch aufgehen. Wenn ich den doch bekommen könnte!

Ich warf also am Weidenbusch vorbei auf den Fels am anderen Ufer und zog von dort die Fliege langsam ins Wasser. Im nächsten Moment ein silberner Blitz, und ich hatte den Ersehnten am Haken!

Die nächsten Minuten waren fürchterlich aufregend und mein Herzklopfen sehr viel größer als bei dem Elch. Ich mußte nämlich den Fisch flussab zu mir heranziehen und dann aus einem tiefen schäumenden Pool auf die Felsen landen und zwar ohne Netz. Zweimal hatte ich ihn schon ziemlich unten, er zog aber immer wieder stromauf und machte durch hohe Sprünge meine Angst immer größer. Schließlich

gab er aber doch nach, ich bekam ihn herunter und die Rutenspitze nach hinten. Im Moment, als ich ihn an der Schnur auf die Steine warf, riß der Haken ab, in meiner Angst packte ich aber so fest zu, daß er nicht mehr auskonnte. Es war ein Fisch von gut zwei Pfund und meine Freude natürlich groß. Mit sieben Fischen schlug ich mich nun lagerwärts in die Büsche. Trotzdem es schon gegen Abend war, als ich oben ankam, waren S. und Johnnie noch nicht zurück. Erst als wir am Essen waren, kamen sie völlig ausgepumpt angeschlichen und sanken geradezu nieder.

„Rate, was wir geschossen haben,“ sagte S.

Wir rieten Schaf, Eich, Caribou, Bär, schließlich sagte ich ganz ungläubig „Wolf!“, und tatsächlich, damit hatte ich es getroffen, S. hatte einen prachtvollen kohlschwarzen Wolf geschossen.

Sie hatten den Wolf zweimal gesehen, wie er Schafe zu beschleichen versuchte, das zweite Mal hatte S. auf 500 m schießen wollen, Johnnie hatte aber abgeraten, und der Wolf war verschwunden.

Nach langem Suchen hatten ihn dann Johnnies scharfe Augen tief unten im Tal in süßer Ruhe entdeckt. Sie waren bis auf etwa 100 Schritt herangekommen, S. hatte sich bequem zum Schießen installiert, und Johnnie ihn dann durch abgelassene Steine hochgemacht, worauf ihn S. mit einem Blattschuß erledigte. Große Freude natürlich!

Abends erzählte Johnnie, daß auch die Schneehühner in den letzten zehn Jahren stark abgenommen hätten, jetzt aber wiederkämen. Als er vor etwa zehn Jahren zum Pelztierfang mit Hundeschlitten oben im Watson-Gebiet gewesen war, waren dort die Schneehühner so zahlreich, daß man sich gar nicht die Mühe machte, während des Marsches welche zu schießen. Erst nach dem Lagermachen ging er mit dem 22er hinaus und schoß leicht in einer halben Stunde die 20—30 Stück, die er für sich und seine Hunde brauchte. Die Hühner saßen dann dicht bei dicht auf den Weidenbüschen und waren im Vertrauen auf ihre weiße Schutzfärbung so wenig scheu, daß er solange um sie herumgehen konnte, bis er zwei in einer Linie hatte, um sie möglichst mit einer Kugel zu erledigen.

3. Kapitel

In den Pelly-Bergen

Am Wildschaffee

Es ist erreicht: wir sind am Ziel der langen Wanderung, haben am Wildschaffee Standlager gemacht, und ich habe das Gefühl, daß wir eine Reihe wunderbar schöner Tage vor uns haben!

Am frühen Morgen hatte es zunächst gar nicht sehr nach Abmarsch ausgesehen, denn es hatte die ganze Nacht geregnet und alles war triefend naß. Erst gegen 10 Uhr klarte es etwas auf, so daß wir, um endlich unsere Wanderjahre hinter uns zu bringen, rasch aufpackten und gegen Mittag loszogen. Die Eile des Abmarsches war so groß, daß Peter fast die Elchzunge, die einsam an einem Baume hing, einzupacken vergessen hätte. Glücklicherweise entdeckte sie S., dessen Gedanken immer gern um einen guten Bissen Fleisch kreisen, noch im letzten Augenblick, worauf wir Peter einstimmig unsere Mißbilligung aussprachen. Das Wetter war den ganzen Tag über richtiges Aprilwetter, bald heiter, bald eisige Regen- und Hagelschauer, die die Pferde dadurch quittierten, daß sie ungeachtet aller guten Mahnungen einfach stehenblieben und ihre Kehrseiten dem Wind zuwandten.

Während wir so unter dunklen Wetterwolken dahinzogen, sahen wir die hohen Berge am Ende des Tales, teilweise von schönen weißen Wolken gekrönt, in strahlendem Sonnenschein liegen, wirkliche Berge der Verheißung!

Am zeitigen Nachmittage wurde jenseits des Tales ein Elch gesichtet, der zur Verpflegung geschossen werden sollte. Glücklicherweise übernahm S. diese unangenehme Aufgabe, denn eine Pürsche durch die triefend nassen Weiden im Tal ist nicht gerade ein Vergnügen, obendrein gab es, kaum daß S. seinen Mantel ausgezogen hatte und abmarschiert war, wieder einen fürchterlichen Guß.

Wir ritten inzwischen weiter bis an das Ende des Tales, wo zu meiner lebhaften Freude plötzlich ein wunderbar schöner See, rings von hohen Bergen umschlossen, auftauchte. Das absolute Ideal eines Lagerplatzes, eine schönere Umgebung konnte man sich für ein Standlager wirklich nicht denken!

In den Weiden am Seeufer machten wir Lager und waren gerade beim Absatteln der Pferde, als es bei G. viermal knallte. Gleich darauf rief mir Johnnie zu: „Machen Sie Ihr Gewehr fertig, der Elch ist krank und kommt hierher!“

Wir gingen rasch hinunter an den Bach, um von dort den gegenüberliegenden Hang bestreichen zu können, und schon auf diesem Gang von 100 Schritt konnte ich mit großer Befriedigung feststellen, daß es in den Weiden von Schneehühner geradezu wimmelte, die uns gackelnd vor den Füßen herumliefen. Kaum hatten wir den Bach erreicht, da kam auch schon der Elch mit einem Vorderlauffchuß am anderen Hang in Sicht, offenbar bekam er aber Witterung vom Lager, denn er bog sofort nach oben ab und verschwand über einem Sporn, ohne daß ich zu Schuß kam.

Während wir vergeblich auf sein Wiedererscheinen warteten, entdeckte Johnnie zu unserer beiderseitigen Freude, daß der Fluß ganz voll schöner, großer Äschen stand; wunderbare Perspektiven!

Während wir Mittag aßen, kamen G. und George zurück. Sie hatten den Elch lange verfolgt, aber nicht mehr zu Schuß bekommen, da er mit der Zeit immer flotter geworden war.

Gegen Abend ging ich hinunter an den Bach und hatte eine Stunde wirklichen anglerischen Genusses mit den Äschen. Sie bissen nicht so planlos, wie ich befürchtet hatte, man mußte schon ordentlich fischen, wenn dann aber einer biß, so war es auch ein wirklich guter Fisch, und man hatte seine Aufregung beim Drill. Ich fing in einer Stunde sechs etwa zweipfündige Fische, gab dann die Rute an G. ab, der auch noch einige gute Fische landete. Während der ganzen Zeit saßen Johnnie und George im Lager und beobachteten mit dem Teleskop die Schafe. Wir sahen etwa ein Duzend, gute Perspektiven für morgen!

Am nächsten Tag marschierten wir früh gegen 10 Uhr zu viert ab und zogen erst eine Stunde lang ein Seitental durch Weidengestrüpp aufwärts. Am anderen Hang sahen wir im lichten Holz ein Caribou, ließen es aber am Leben, um nicht durch einen Schuß die Schafe zu vergrämen. Vom Ende des Tales begann ein sehr beschwerlicher einstündiger Aufstieg zum Kamm, der einzige Lichtblick war die Aussicht hinab auf einen wunderhübschen, smaragdgrünen See unter hohen Felswänden. Oben vom Kamm hatten wir einen prachtvollen Abblick in das nächste Tal.

Im Gegensatz zu dem Tal, aus dem wir kamen, und dessen Hänge grasbewachsen waren, war das Tal vor uns ganz von völlig vegetationslosen Fels- und Schutthängen eingeschlossen; nur unten, wo ein kleiner Bach entsprang, sah man etwas Grün, und dort unten standen auch fünf Schafe: Geißen mit Lämmern. Während wir noch hinabäugten, tauchte kaum 100 Schritt von uns über einem Felskopf ein Widder auf, der, gerade das Haupt zeigend, auf uns herabäugte. Nach meinen asiatischen Schafserfahrungen nahm ich an, daß er, nachdem er uns genügend betrachtet hätte, flüchtig abgehen würde. Statt dessen tat er sich jedoch nach etwa zwei Minuten friedlich hinter dem Felsen nieder.

Ich hatte schon mit bloßem Auge erkannt, daß die Schnecken nichts wert waren, obgleich George, trotzdem oder vielleicht gerade weil er das Glas benutzte, behauptete, es sei ein starker, alter Widder.

Johnnie wollte ihn trotz seiner Jugend für die Küche haben, und wir pirschten ihn an, bis wir auf 50 Schritt seine Schnecken zwischen den Felsen sahen. Ich kroch an einen Stein vor, um zu schießen, und er tat mir inzwischen auch den Gefallen hochzuwerden, so daß ich einen totsicheren Schuß hatte, nachdem ihn G. zuvor noch fotografiert hatte.

Trotzdem der Widder auf den Schuß ohne jedes Zeichen Kehrt machte und vom Felsen herabsprang, wußte ich, daß er nicht mehr weit kommen würde. Wir sprangen auf einen höheren Felsen hinauf und sahen von dort acht andere Widder den Kamm entlang abtrollen. Trotzdem keine erstrebenswerten Köpfe im Rudel waren, bat Johnnie zu schießen, da wir von hier aus das Wildbret mit Pferden zu Tal

schaffen könnten, und so streckten C. und ich noch je einen Widder. Der von C. Gestreckte zeigte sich nachher sogar als über Erwarten gut, und da er eine schön gezeichnete Decke trug, wurde er für das Wiener Museum gesichert.

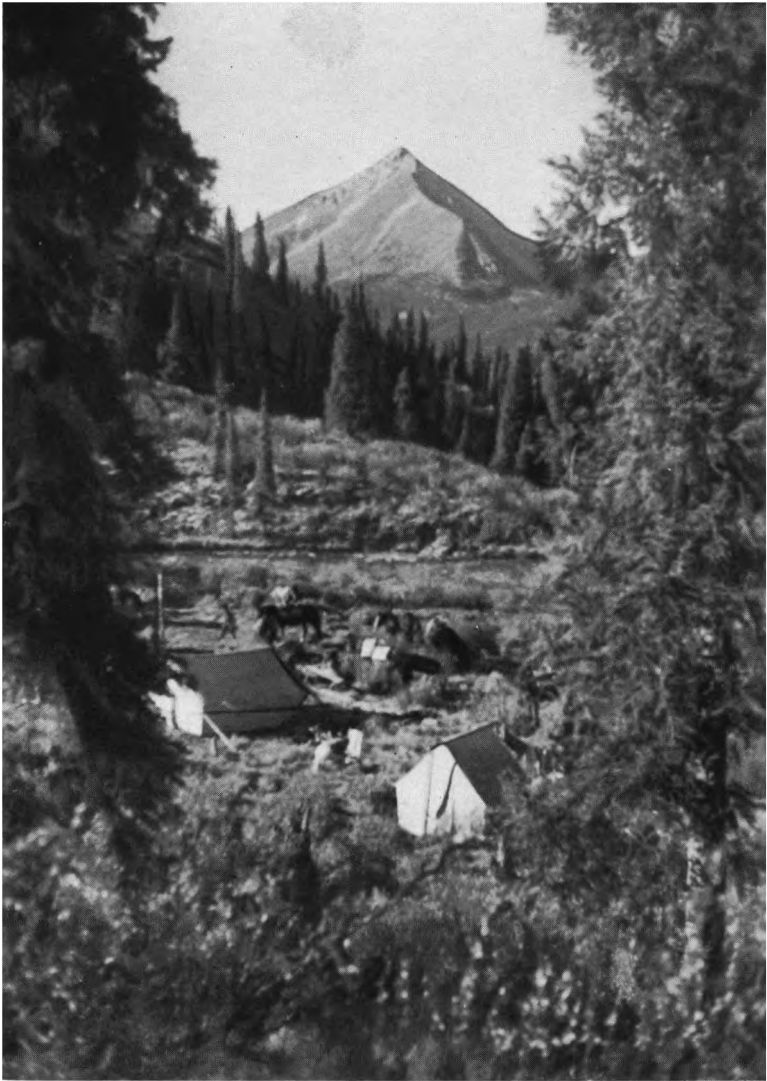
Wir trennten uns nun, und ich zog mit George noch bis 6 Uhr abends in den höchsten Bergen herum. Die einzige Vegetation war hier oben zwischen Geröllhalden und Schneefeldern ganz kümmerliches braunes Gras, das die Schafe als Nahrung gerade zu lieben scheinen. In einem Hochtal, wo man nichts als Schnee und diese farblosen Flächen sah, erweckte der eisige Wind, der zum Dhyrentreiben zwang, eine faszinierende Winterimpression.

Das einzige Wild, das wir in erreichbarer Nähe sahen, waren vier Caribous, für meinen Geschmack ein wunderschönes Wild, das so ausgezeichnet in diese kahle Hochgebirgszenerie paßt. Das Gehen an den mit grobem Geröll bedeckten steilen Hängen war teilweise recht mühsam, so daß ich ganz genug hatte, als wir ins Lager zurückkamen.

Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich gar nicht so besonders unglücklich war, als ich am nächsten Morgen vom Schlassack aus die Wetterlage prüfte und dabei entdeckte, daß die höheren Lagen von Wolken verhüllt waren. Ein Tag Ruhe nach dem gestrigen anstrengenden Marsch war mir gar kein unangenehmer Gedanke!

Nach dem Frühstück zogen George und William mit zwei Pferden ab, um die gestern geschossenen Widder einzuholen. Ich selbst suchte ums Lager herum nach Schneehühnern, konnte aber nur eines schießen.

Nachher machte ich mit C. einen Spaziergang nach dem anderen Ende des Sees. Ich nahm einen Rucksack mit, da ich annahm, daß ich unterwegs eine ganze Menge Schneehühner schießen würde. Das Wetter, windig und kühl, schien ihnen aber nicht zuzusagen. Wie ich schon ums Lager herum beobachtet hatte, waren sie mächtig wild und strichen sofort ab. Das einzige Huhn, das mir auf der ganzen Wanderung zu Schuß kam, fehlte ich auch noch. Dafür machte ich am oberen Ende des Sees eine Bekassine hoch. Ich merkte mir genau die Stelle, wo sie eingefallen war und sah sie auch tatsächlich im hohen Grase sitzen, so daß ich sie schießen konnte. Um Nachmittag wurde



Berge der Verheißung



Dem Wildschafsee entgegen



Vor dem Schuß

Aufn.: Graf A. Seilern

das Wetter leider immer schlechter, kalt, feucht, mit ständigen Regenschauern; selbst die Äschen mochten es nicht, ich landete nur einen kleinen Fisch und gab dann auf. Den Rest des Tages verbrachte ich mit C. im Röhrenzelt, dem einzig warmen Platz im Lager.

Der nächste Morgen sah wieder nicht allzu hoffnungsvoll aus: alle Bergspitzen verhangen! Erst gegen 10 Uhr klarte es soweit auf, daß wir uns auf den Weg machen konnten, C. mit Johnnie zu Fuß und ich mit George zu Pferde. Wir ritten am See entlang in den Paß hinein, der von einer ganzen Kette von Seen ausgefüllt ist, und ließen oben die Pferde zurück.

Während sich in den letzten Tagen nur wenig Vogelleben am See gezeigt hatte — nur eine einsame Möwe hatte sich herumgetrieben und die einsame Bekassine, die ich heute früh zum Frühstück verspeiste — waren heute allerhand Gäste angekommen: acht Stockenten, vier Spießenten, ein Strandläufer und zwei prächtige Polartaucher. Einer schwamm ganz behaglich auf dem ersten See herum, ohne sich groß um uns zu kümmern, der andere auf dem zweiten See dagegen war merkwürdig scheu, tauchte sofort weg, als wir am Ufer sichtbar wurden, und kam erst am anderen Ufer wieder hoch. Diese Vögel geben schon ein großartiges Bild auf den einsamen Hochgebirgsseen! Auch die Enten waren merkwürdig scheu und strichen schon auf 2—300 m ab, wenn wir angetritten kamen.

Am zweiten See, der im Gegensatz zu unserem sehr tief zu sein schien und infolgedessen vermutlich wohl auch Forellen hatte, sahen wir die ersten Zeichen von Bibern: frisch abgenagte Zweige und eine große Biberburg, die aber eher wie ein am Ufer angetriebener Reisighaufen aussah.

Bald darauf hörte ich draußen auf dem See ein lautes Klatschen: ein Biber war untergetaucht. Er kam aber nach kaum einer Minute wieder hoch und schwamm in den See hinaus, so daß ich ihn mit dem Glase gut beobachten konnte. Er schwamm eigentlich viel höher, als ich erwartet hatte. Man sah den ganzen Rücken und Kopf mit dem auffallend hochgereckten Windfang, mit dem er offenbar unsere Witterung zu bekommen trachtete. Von Zeit zu Zeit, wenn ihm unsere

Nähe unheimlich wurde, tauchte er mit einem lauten Klatschen der Kelle unter, dabei die Hinterläufe aus dem Wasser hochwerfend. Offenbar ist dieser Kellenschlag eine Art-Höhensteuer, mit dem er die richtige Direktion abwärts nimmt. Die Annahme, daß es sich dabei um ein Warnungssignal für andere Biber handelt, scheint mir etwas an den Haaren herbeigezogen, und ich sah auch, als wir zurücktritten, zwei Biber ziemlich dicht beieinander im See, ohne daß einer von dem vermeintlichen Warnungssignal des anderen auch nur die geringste Notiz genommen hätte.

Am dritten See sattelten wir ab und banden die Pferde zum Weiden an. Dann begann ein langer und mühevoller Aufstieg. Den Anfang bildete eine Weidenkletterei an einem so steilen Hang, daß man sich mit beiden Händen an den Weiden in die Höhe ziehen mußte, bis wir endlich nach etwa einer halben Stunde einen Boden in Höhe der oberen Waldgrenze erreichten, von dem aus der eigentliche Aufstieg begann. Um es kurz zu machen: wir stiegen von dort noch über drei Stunden recht steil über Fels und Gras auf, ehe wir den Kamm erreichten, von dem aus wir den vermutlichen Einstand des vorgestern beobachteten Widderrudels einsehen konnten.

Beim Aufstieg sahen wir über ein Seitental hinweg in einem von hohen, steilen Bergen umschlossenen Kessel ein Rudel von elf Schafen, teils Weisen, teils junge Böcke.

Jenseits des glücklich erreichten Kamms fiel der Berg sehr steil wohl 1000—1200 m zum nächsten Tale ab, so daß ich nur mit einem gewissen Unbehagen dort hinabblicken konnte. Nachdem wir eine Weile in Kälte und Sturm auf dem Kamm entlang gewandert waren, sah George über eine besonders steil abstürzende Felschlucht hinweg wohl 6—800 m unter uns das gesuchte Rudel. Es hatte sich gerade inmitten der steilsten und glatteften Abfälle auf einem ganz kleinen, grasigen Boden niedergelassen, so unangreifbar wie nur möglich. Alles gute, alte Böcke, zwei mit anscheinend sehr starken Schnecken und schönen dunklen Sätteln, wirklich ein prächtiger Anblick.

Die einzige Möglichkeit, wie man ihnen vielleicht hätte beikommen können, wäre gewesen, außer Sicht den sehr steilen Abstieg ins Tal zu machen, sie dort zu passieren und dann wieder gegen sie aufzusteigen.

Da es aber inzwischen $\frac{1}{24}$ Uhr geworden war und ich rechnete, frühestens um 6 Uhr zu Schuß kommen zu können, worauf wir dann einen mindestens zwei- bis dreistündigen Rückmarsch zu den Pferden gehabt hätten, streifte ich zu Georges größter Enttäuschung und wir stiegen ununterrichteter Dinge die so mühsam erklimmte Höhe mit auch noch genügender Mühe wieder hinab. G. hatte besseres Weidmannsheil gehabt als wir und hatte drei Grizzlys, die er beim Murrelgraben überrascht hatte, gestreckt.

Das Wetter sah am nächsten Tage leidlich aus, wenn auch alles andere als zuverlässig. So ritt ich gegen 8 mit George ab, und zwar war heute unser Plan, im Thal um den ganzen Berg herumzureiten, den wir gestern erklettert hatten, und dann die Schafe, die vermutlich an ungefähr derselben Stelle stehen würden wie gestern, von unten anzugehen. Das Problem war nur, wie wir die Pferde über die sehr steile Stufe, in der das Seitental zu unserem Haupttal abfiel, hinaufbringen würden. Wir hatten aber Glück, indem wir einen breiten Wildwechsel fanden, auf dem wir zwar steil, aber doch ohne uns durch das Weidendickicht quälen zu müssen, glücklich hinauf kamen.

Nach einem halbstündigen Ritt banden wir die Pferde im Thal an und pirschten nun in halber Höhe am Hang entlang, jeden Moment gewärtig, die Schafe über uns zu entdecken. Zu unserer allergrößten Enttäuschung war aber der Platz, wo wir sie gestern gesehen hatten, leer, und George erging sich in wilden Klagen darüber, daß wir sie nicht gestern gleich angegangen hätten, nun wären sie vermutlich durch Wölfe auf Nimmerwiedersehen vertrieben usw. Ich selbst sah die Sache sehr viel ruhiger an und war ziemlich fest davon überzeugt, daß wir die Schafe noch irgendwo in der Nähe finden würden. Nur hieß es jetzt wieder fleißig steigen, denn der einzige Platz, wo wir sie jetzt noch erwarten konnten, war eine große, grasige Mulde dicht unter dem Kamm.

Nachdem wir etwa anderthalb Stunden gestiegen waren, dabei eine abscheulich steile Klamm durchkletternd, konnten wir endlich die Mulde einsehen und entdeckten auch wirklich zwei Schafe, wagten

aber des schlechten Windes wegen nicht, näher zu gehen, um zu sehen, ob das ganze Rudel dort stünde.

Es hieß also wieder zurück durch die Schlucht, am Hang unter der Mulde durch und dann auf der anderen Seite von oben hinein. Ermutigend meinte George, das Ganze sei doch nur ein „baby climb“, es verging aber doch ziemlich eine Stunde, bis wir nach endloser Kletterei über grobes Geröll den Rand der Mulde erreichten. Die Schafe hatten ihren Ruheplatz gut gewählt! Auf unserer Seite fiel der Grashang ganz allmählich und völlig deckungslos zum Grunde ab, auf der anderen Seite stiegen die Wände steil und felsig auf, so daß sich dort keine Maus bewegen konnte, ohne daß man es von unten sah.

Es begann nun eine mühsame Kriecherei, teils auf allen Vieren, teils auf dem Bauch rutschend, durch die wir uns den Schafen langsam näherten. Offenbar hatten sie schon etwas bemerkt, denn sie äugten fortgesetzt in unsere Richtung. Die meisten Schwierigkeiten machte uns aber ein einzelner Bock, der etwa hundert Meter vom Rudel entfernt gerade an dem Platz saß, von dem man unseren Hang am besten einsehen konnte.

George sagte mir gleich, daß unter diesen Umständen die Aussichten, unbemerkt an das Rudel heranzukommen, sehr gering seien und wir wahrscheinlich erst zu Schuß kommen würden, wenn das Rudel schon durch den Grund oder den Felshang hinauf flüchtete.

Schließlich erreichten wir aber doch eine Stelle etwa 200 m über dem Rudel, von der man leidlich schießen konnte. George beobachtete, während ich ein paar Schritt zurück lag, um zunächst einmal mein Herz etwas zu beruhigen. Zu meinem Schrecken sah ich dabei plötzlich den einzelnen Bock etwa 150 m unter mir stehen und nach mir heraufäugen.

Im nächsten Moment sprang er nach dem Rudel hinab und gleichzeitig rief George: „Rasch, rasch, das Rudel wird eben flüchtig!“ Ich sprang schnell nach einem zur Auflage geeigneten Stein vor und blickte hinab: das Rudel, im ganzen zwölf Widder, trollte eben durch den Grund der Felswand zu.

„Den letzten“, rief George. Ich sah noch durchs Fernrohr, daß er an Wildbret stärker war als die anderen, mußte mich aber beeilen,

wenn ich noch den Augenblick ausnutzen wollte, wo er verhoffend nach mir zurückäugte, und fehlte dementsprechend. Er flüchtete nun dem Rudel nach, ich brachte ihn aber mit der nächsten Kugel glücklich zu Fall.

George suchte jetzt mit dem Glase fieberhaft nach dem zweiten starken Widder, während das Rudel auf etwa 300 m den jenseitigen Hang emporkletterte, konnte sich aber nicht schlüssig werden, da er die Schnecken nur von hinten sehen konnte. Plötzlich sah ich, daß der zuerst beschossene Widder, während ich dem Rudel nachblickte, wieder hochgeworden war und nun langsam den Hang emporstieg. Ich versuchte, ihn mit einem Nackenschuß zu strecken, fehlte ihn aber mehrmals, bis er unter einem Felsen eine Wendung machte, so daß ich ihn breit bekam und nun einen Blattschuß anbringen konnte.

Das Rudel hatte sich inzwischen wieder beruhigt und zog, wohl 500 m entfernt, breit am Hang entlang.

„Der dritte von vorn, mit dem dunklen Sattel, das ist der Beste von allen, versuchen Sie doch einen Schuß,“ murmelte George.

Trotzdem ich im allgemeinen mit weiten Schüssen nicht ängstlich bin, war mir das denn doch zu weit.

„Jetzt steht er so schön breit“, bemerkt George.

Ich kann nicht länger widerstehen. Viel passieren kann schließlich nicht, wenn man hinter das Blatt hält und so die Vorderläufe nicht gefährdet.

Ich nehme sorgsam Stellung, halte ein gutes Stück über den Widder und schieße. Zu meiner Freude und — ich muß gestehen — auch leichten Verblüffung rollt er im Knall wie ein Stein den Hang hinab und bleibt etwa 100 m tiefer liegen. Nun geht es im Sturmschritt hinüber zur Besichtigung der Trophäen. Der erste Bock ist uralt, würde ein kapitales Gehörn tragen, wenn nicht beide Spitzen mindestens eine Handbreit abgebrochen wären. Der Alte scheint überhaupt ein mächtiger Kämpfer gewesen zu sein, das ganze Gehörn ist arg zerschlagen und zerstoßen, trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, eine schöne Trophäe.

Der andere Widder ist selbst bei größter Vorsicht mit dem Wort als Kapital zu bezeichnen, schwere Schnecken von 1 m Länge, mehr

als eine komplette Windung und intakte Spitzen. Besseren Widdern werde ich in diesen Bergen kaum begegnen!

Mittlerweile ist es 4 Uhr geworden. Wir nehmen rasch unseren Imbiß und machen uns dann an die Arbeit, da ich von beiden Widdern die kompletten Decken mitnehmen will.

Ein eisiger Regen geht plötzlich nieder, der trotz der angestrengten Arbeit meine Hände ganz starr macht. Ich habe nicht mehr genügend Kraft in den Fingern, um die Decke richtig straff anzuziehen, während ich sie mit der anderen Hand vom Wildbret abstoße, bekomme alle Augenblicke eine Art Schreibkrampf, es geht furchtbar langsam voran bei mir, während es bei George wie der Wind geht.

Endlich gegen halb sechs haben wir die beiden Decken herunter. Sie werden um die Schädel gewickelt und mit Stricken verschnürt, dann laden wir uns jeder ein Pack auf, die Tragschnur quer über Brust und Oberarme. Wir müssen eilen, um wenigstens noch die Pferde vor Dunkelheit zu erreichen. Die erste halbe Stunde geht es ganz schön, trotzdem der Strick gehörig in die Oberarme schneidet. Dann kommt aber die Klamm. Mit dem 50—60 Pfd. schweren Pack am Rücken auf den nassen Steinen zu rutschen, will ich doch nicht riskieren, trotzdem mein Mut schon mehr der Mut der Verzweiflung ist, völlig starr von Kälte und Nässe, wie ich bin. George packt sich meine Last auf und ich nehme nur Büchse und Rucksack.

Meine liebe Büchse, wie federleicht und lieblich zu tragen, kommt sie mir jetzt auf einmal vor! Ich bitte ihr im Stillen ab für die vielen Flüche, die ich ihr in den letzten Tagen wegen ihrer vermeintlichen Schwere gewidmet habe.

Nachher kriechen wir seufzend wieder in meinen Packstrick, die endlos lange Hangwanderung durch die nassen Weiden beginnt.

Gegen halb acht sehen wir endlich die Pferde unten im Tal und steigen freudig bewegt das letzte Stück hinab. In größter Eile wird gefastelt und werden Schädel und Decken hinter den Sätteln aufgebunden. Das Auf- und Absteigen ist ein Kunststück, ich stelle aber mit Befriedigung fest, daß ich den Trick des richtigen Beinschwunges über den gepackten Sattel seit den glorreichen Tagen des Vormarsches noch nicht vergessen habe.

Wir haben Glück: das Licht hält gerade noch solange, bis wir den steilen Abstieg zum See glücklich hinter uns haben. Der Wildwechsel ist eine prima Rutschbahn jetzt nach dem Regen. Man schlittert fröhlich hinab, lauscht dabei nach hinten, bis ein gewisses donnerndes Geräusch anzeigt, daß das Pferd auch schlittert, und springt dann schnell zur Seite, um seine Talfahrt mit der Trense zu bremsen.

Den See kann man gerade noch ahnen, als wir unten ankommen. Ganz schwach strahlt er noch das letzte fahle Licht über den Höhen wieder, aus dem Dunkel am Ufer hört man das Locken der Schneehühner, vom Wasser den Ruf des Polartauchers, eine ganz eigenartige Stimmung.

Die anderthalb Stunden Heimweg am See entlang dauern ewig. Man legt dem Pferd die Hügel auf den Hals und döst oder stöhnt über die eiskalten Beine. Ab und zu hört man am Klatschen einer Biberfelle, daß wir noch am See sind. Endlich taucht das erleuchtete Ruchenzelt auf. Alles kommt voll Spannung herausgestürzt. Stolz wie die Spanier schnallen wir die Schafe von den Sätteln. Dann hinein in die wonnige Wärme, Zeug herunter, am Ofen die starren Glieder aufgetaut, und dann geht es über die Wildschafkeule her, bis kein Feßgen mehr davon übrig.

Nun folgte ein kompletter Regentag, so daß wir durch die triefend nassen Weiden wie auf einer Insel im Lager eingeschlossen waren.

So herrlich ein freiwilliger Ruhetag im Lager ist, wo man tun und lassen kann, was man will, — fischen, Flugwild jagen, vor dem Zelt sitzen und lesen oder Bälge machen, — so langweilig ist ein Regentag, wo man in die Enge des Zeltens verbannt ist. Unsere Zeltstadt hier setzt sich folgendermaßen zusammen: Hauptbau ist das Ruchenzelt, etwa 2,50 zu 4 m mit Kochherd und Eßtisch, zugleich Vorratsraum, in dem sämtliche Lasten, um sie vor Nässe zu schützen, an den Wänden herum aufgestapelt sind. Man kann sich vorstellen, daß der danach verbleibende Raum, von oben noch durch die an der Firrstange aufgehängten nassen Kleider und Strümpfe eingeengt, für sechs Menschen einigermaßen knapp ist. Es bleibt aber keine andere Wahl, denn unser Wohnzelt ist so eng, daß gerade unsere

beiden Schlaffäcke darin Platz haben, und man kann es nicht heizen. Johnnie und George haben jeder sein eigenes kleines Liegezelt, ca. 1 m hoch und gerade groß genug, um den Schlaffack darin auszubreiten. So kommt es, daß man eigentlich von früh bis spät im Rüzhenzelt zusammenhockt und sich mehr oder minder glaubwürdige Dinge erzählt.

Heute war natürlich hauptsächlich von den Bibern die Rede, und es entspann sich eine große Debatte zwischen Johnnie und George, ob es lohnen würde, im nächsten Frühjahr einen Jagdzug in die hiesige Gegend zu unternehmen.

Eine solche Frühjahrsjagd muß zweifellos ihre großen Reize haben, speziell für Menschen, denen ein wochenlanges Amphibienleben bei niedriger Wassertemperatur nichts ausmacht. Man zieht im allgemeinen dazu Anfang Mai, wenn sich die ersten Zeichen des kommenden Frühlings zeigen, mit dem Hundeschlitten aus. Die Sonne ist um diese Zeit schon so warm, daß der Schnee über Tag weich ist, und man reist daher nur in den langen Stunden der Morgendämmerung, etwa von zwei bis neun Uhr früh. Der Tag steht dann zur Refognoszierung und die lange Abenddämmerung zur Jagd zur Verfügung. Die Biberburgen sind im allgemeinen an den Wasserläufen nicht schwer zu finden, denn der Biber prägt dort, wo er auftritt, tatsächlich das Landschaftsbild um: an den fließenden Wässern entstehen Stauseen und in den Uferwäldern von Aspen und Pappeln oft ausgedehnte Lichtungen durch die von ihm vorgenommenen „Rahlschläge“. Fahrten und Wechsel findet man im Frühjahr nicht, denn der Biber rührt sich den ganzen Winter über, trotzdem er keinen Winterschlaf hält, nicht aus seiner Burg heraus, sondern holt sich nur die vor seiner Haustür unter dem Eis aufgestapelten Wintervorräte nach Bedarf herein. Der Jäger kann aber trotzdem leicht erkennen, ob eine Burg bewohnt ist, da in diesem Fall der sie bedeckende Schnee durch die Körper- und Atemwärme der unten wohnenden Biber teilweise geschmolzen ist. Die Jagd spielt sich so ab, daß der Jäger in der Nähe der Burg ein Loch ins Eis schlägt und als Köder frische Pappelzweige hineinschiebt. Sind sie vom Biber angenommen, so lauert er ihm dort in der Dämmerung auf, um ihn,



Aufn. : Graf A. Seilern

Ein Grizzly



Mein stärkster Widder

wenn er unter dem Eis herangeschwommen kommt, um neuen Vorrat zu holen, durch das Loch mit einem Speer oder Gaff zu harpunieren. Das Landen des oft 25—30 kg schweren Bibers ist dann oft noch schwierig genug. Später im Frühjahr, wenn das Eis offen ist, fängt man den Biber im Tellereisen am Ausstieg oder schießt ihn im Wasser mit Schrot oder Kugel, wobei aber die Indianer dem Schrotschuß auf kurze Distanz als der sichereren Methode den Vorrang geben.

Natürlich ist diese Jagd immer eine recht feuchte Angelegenheit, so daß der Jäger eigentlich die ganze Saison über nicht aus den wasserdichten Wathosen oder hüft hohen Gummistiefeln heraustritt, denn auch beim Überqueren von Seen und Flüssen mit dem Hundegespann kann man zur Zeit des Eisaufganges immer mit einer mehr oder minder ausgedehnten Wasserpantomime rechnen, und mehr als ein Jäger hat schon den Versuch, sich durch eine Passage über mürrisches Eis einen vielleicht mehrtägigen Umweg zu ersparen, samt seinen Hunden mit dem Leben bezahlt.

Nach Schluß der Jagd muß der Jäger dann sehen, wie er wieder nach Hause kommt! Der Schnee ist inzwischen soweit verschwunden, daß der Hundeschlitten nicht mehr zu gebrauchen ist. Es bleibt also nur die Wahl, mit den wichtigsten Ausrüstungsstücken und den Fellen sich und die Hunde zu bepacken (ein Hund kann auf längeren Reisen etwa 12—15 kg Last tragen), den Rest in einem Cache zu verwahren und dann den Heimweg zu Fuß anzutreten oder aber ein Boot aus rohen Elchhäuten zu bauen und damit den nächsten Fluß hinunterzufahren. Man braucht für ein solches Boot, groß genug, um auch Hunde und Ausrüstung zu tragen, etwa drei bis vier Elchdecken und drei bis vier Tage Bauzeit, dann überläßt man sich dem Walten des Schicksals und der Strömung!

Wahrscheinlich gibt es kaum eine zweite Möglichkeit, das gewalttätige Hereinbrechen des hochnordischen Frühlings so intensiv zu erfassen, wie auf einer solchen Bootsfahrt.

Alle Wasserflächen sind belebt von den unendlichen Scharen des Flugwilds, das langsam dem Eisaustritt nach Norden folgt. Die hellen Nächte sind erfüllt von den Stimmen und dem Flügelrauschen

der ziehenden Geschwader, und an den Berghängen wandern Grizzly und Schwarzbär auf der Suche nach schneefreien Weidegründen oder nach einer Gespielin.

Keine Zeit im Jahr bringt dem Bärenjäger so reiche Freuden wie diese! Die Felle haben noch Dichte und Glanz des Winterhaars, das Gelände ist weit übersichtlich, und die Bären sind dauernd auf den Läufen. Kein erfahrener Jäger verläßt jetzt das Lager ohne seine Büchse, trotzdem der Eingeborene kaum je einen Bären des Felles wegen erlegt, denn dem Grizzly steigen die Frühlingsempfindungen manchmal etwas zu Kopfe, und er macht dann unter Umständen recht unliebenswürdige Versuche, den zweibeinigen Eindringling aus seinem Revier zu vertreiben.

In den letzten 4—5 Jahren hat mit dem Sinken der Pelzpreise die Biberjagd im Yukongebiet stark abgenommen. Die Ausbeute eines Frühjahrsausfluges beträgt in der Regel um dreißig Felle herum, die Unkosten sind auf den Pfennig genau zu berechnen, so ist die ganze Sache ein einfaches Rechengemmel. Steigen die Preise wieder infolge Ausverkaufs der alten Bestände, oder nehmen die Biber durch die mehrjährige Schonzeit so zu, daß man mit einer wesentlich über dreißig Fellen liegenden Ausbeute rechnen kann, so wird der Indianer im Frühjahr auch wieder hinausziehen zur Biberjagd.

Die Biberjagd brachte natürlich auch die Rede auf Gewehr- und Kaliberfragen, und es war mir interessant, was zwei so alte, erfahrene Jäger wie Johnnie und George, deren Hochwildstrecken auch die erfolgreichsten europäischen Jäger vor Neid erblaffen lassen könnten, dazu zu sagen hätten. Seit dem allmählichen Verschwinden der großkalibrigen Winchesterpatronen haben beide bis in die letzten Jahre hinein fast ausschließlich die Patronen 22 S. P. und 25/35 geführt, und zwar 22 S. P. hauptsächlich für die Gebirgsjagd und 25/35 im Wald, da sich dort das leichte 22er-Geschos wegen seiner großen Ablenkbarkeit weniger bewähren soll.

Nebenbei haben beide auch eine ganz ansehnliche Strecke an Elchen mit der 22 Long gemacht, wenn sie gerade nichts stärkeres zur Hand hatten. Sie schießen dabei auf kurze Distanz nicht aufs Blatt, sondern aufs Herz. Trifft die Kugel eine Rippe, so bleibt sie darauf sitzen

und der Elch trägt keine nachhaltige Schädigung davon, schlüpft sie zwischen den Rippen hindurch, so erreicht sie das Herz und der Elch kommt mit Sicherheit zur Stecke. Ich möchte es lieber nicht probieren!

Am nächsten Morgen war das Wetter besser, wenn auch noch unbeständig. S. und Johnnie gingen früh in Richtung Smaragdsee ab, ich blieb vormittags im Lager, schoß sieben Schneehühner und flickte meinen Mantel. Nachmittags um zwei Uhr stieg ich mit George in westlicher Richtung auf einen Berg, um nach Bären Ausschau zu halten. Leider bekamen wir keinen zu Gesicht, sahen aber oben in einem Hochtal zwei jüngere Widder, die uns ziemlich dicht herankommen ließen. Dicht unter ihnen saß ein Murrel pfeisend vor seinem Bau, höchst erregt über einen Steinadler, der nicht weit davon auf einem Felsen blockte, offenbar in Erwägungen darüber, wie er das Murrel fangen könne.

Wir wanderten dann lange auf einem steinigen Grat entlang, die Täler zu beiden Seiten mit dem Glase absuchend, und nahmen schließlich auf einer Felsenase, von der aus man drei Täler überblicken konnte, unseren Beobachtungsposten ein. Außer einem prachtvollen Ausblick auf endlose Ketten hoher, steiler Berge brachte uns unser Anseh weiter keinen Erfolg.

In der Dämmerung verließen wir ihn und wanderten auf dem Grat zurück lagerwärts. Auf der höchsten und steilsten Fels Spitze der Umgebung sahen wir plötzlich im Hochlicht zehn Schafe, Geißen und Rixen, die langsam über ein großes Schneefeld talwärts zogen. Unten tief unter uns im Tal äste ein Elchschäufler, der merkwürdigerweise nur eine Schaufel trug. Leider war es zu weit, um zu erkennen, was mit der anderen geschehen war.

Die Berghänge waren hier oben größtenteils mit Beeren, Preisel-, Moosbeeren und Hjortron, sowie Renntiermoos bestanden. Das Renntiermoos spielte in allen Farben und gab den Hängen ein lustiges buntes Aussehen. Manche Flecke waren von einem ganz hellen leuchtenden Grün wie der Nacken eines Eidererpels im Frühjahr, andere ockergelb, silbergrau oder von einem zarten Violett.

Unten im Lager trafen wir die anderen schon an. S. hatte einen sehr guten Widder aus einem Rudel von zwölf herausgeschossen.

Allmählich fange ich an, auch die kleineren und unscheinbaren Bewohner dieser Berge kennenzulernen.

Meine Hauptfreunde sind natürlich, wie auch in Europa, die Murmeltiere. Viele Menschen hassen sie, die Jäger behaupten, sie warnen durch ihre Pfiffe die Gams, was wohl auch stimmen mag, und Leute mit empfindlichen Gehörnerven behaupten, sie könnten das „scheußliche Bequiettsche“ einfach nicht ertragen. Dabei finde ich ganz ehrlich, daß kaum ein anderer Laut in der Natur so gut in seine charakteristische Umgebung paßt, wie ein Murmelpfiff in einsamem Hochtal zwischen Fels und Gras und jagenden Wolken. Nebenbei hat das Murmel hier wirklich auch allerhand Grund zum Pfeifen. Wie von unserem braven Hasen kann man hier oben auch von ihm sagen: „Alles, alles will ihn fressen!“ Der Wolf sucht es zu beschleichen, wenn es sich vor seinem Bau sonnt, der Steinadler kommt lautlos über die Felszinnen angesegelt, um es mit einer einzigen kippenden Bewegung zu packen, wenn es nicht auf seiner Hut ist, und selbst in der dunklen Tiefe seines Baues ist es niemals sicher vor den gewaltigen Grabkrallen des Grizzly. Die Erdbewegungen, die diese großen Herren ausführen, um sich eines einzigen Murmels oder auch nur Gophers zu bemächtigen, sind oft geradezu erstaunlich. Offenbar geht ihnen die Grabarbeit spielend von der Hand.

Das Gopher, eine Hieselart von der Größe eines guten Hamsters, ähnelt sehr dem Murmeltier, vor allem durch seine Gewohnheit, den nahenden Feind hochaufgerichtet in Regelleistung vor der schützenden Einfahrt zu erwarten und nach Kräften zu beschimpfen.

Gophers trifft man überall, in den Bergen wie in der Ebene, wo immer sie ihnen zusagende Lebensbedingungen finden, und ihr zweisehernder Warnruf, den man eher einem Vogel zuschreiben könnte, begleitet den Wanderer fast überall.

Ebenso verbreitet ist der „Chipmunk“, ein wenig über mausgroßes gestreiftes Backenhörnchen, ein niedliches Miniatureichhörnchen, dessen ewig aufgeregtes und neugieriges Wesen zu beobachten eine lustige Sache ist.

Ein reiner Bewohner des Hochgebirges scheint demgegenüber das „rock rabbit“, ein etwa rattengroßer Pfeifhase, zu sein, denn ich habe ihn nur hier oben gesehen; man kann sich ihm oft mit entsprechender Vorsicht bis auf drei oder vier Meter nähern, während er wie versteinert vor seinem Bau sitzt. Trotzdem ist es mir nie gelungen, von ihm eine gute Aufnahme zu machen. Auch die vorsichtigste Bewegung mit der Kamera genügt, um ihn wie der Blitz verschwinden zu lassen.

An einem Morgen, als das Wetter leidlich war — es regnete wenigstens nicht, war aber noch vielfach trübe — ging C. früh mit Pferden zum Smaragdsee, um von dort weiter ins Gebirge hinein vorzustoßen. Er sah dort im Laufe des Tages gegen 50 Widder, aber keinen erstrebenswerten Kopf darunter. Ich blieb vormittags im Lager, las, schoß sehr schlecht auf Schneehühner und stieg gegen 1 Uhr mit George wieder nach Westen auf, um nach Bären Ausschau zu halten. Nach etwa zwei Stunden hatten wir eine Höhe erreicht, von der wir ziemlich weiten Umblid hatten, auch über das Haupttal hinweg in das Tal hineinsehen konnten, in dessen oberem Ende der Smaragdsee liegt.

Nach einer Weile sagte George: „Merkwürdig, daß sie ihre Pferde so hoch auf den Berg hinauf mitgenommen haben, ich kann auch nur eines sehen.“ Mir kam die Sache etwas verdächtig vor. Sollte das vermeindliche Pferd nicht etwa ein Bär sein? Auf die 5—6 km Luftlinie betragende Entfernung konnte man natürlich Bär und Pferd nicht mehr genau unterscheiden. Nachdem wir aber zehn Minuten lang beobachtet hatten, ohne daß sich das dunkle Etwas von der Stelle bewegt hätte, kamen wir zu der Ansicht, daß es doch eines von den Pferden sein müsse, und stiegen weiter.

Nach einer Weile sah George wieder mit dem Glas hinüber: der dunkle Punkt war verschwunden! Gleich darauf sahen wir ihn aus einer Schlucht auftauchen und über einen Hang ziehen. Also doch ein Bär!

Jetzt galt es einen Wettlauf auf Tod und Leben, einmal, um hinzukommen, ehe der Bär sich allzuweit von der Stelle bewegt hatte, und

dann auch, um an Ort und Stelle zu sein, ehe G. auf dem Rückweg vom Smaragdsee dort vorüberkam.

Wir machten den ganzen Abstieg in einem ziemlich pausenlosen Dauerlauf; unten rannte George nach den Pferden, während ich unsere Gummistiefel, die wir nach dem Passieren der beiden Bäche gegen Kletterschuhe getauscht und am Ufer zurückgelassen hatten, einholte. Im Lager wurde in fliegender Eile gefattelt, und dann ging es ohne Schonung der Pferde taleinwärts, so schnell es Geröll und Moor erlaubten.

In einer Bachschlucht, die nur durch einen steilen Rücken von der Schlucht getrennt war, in der wir den Bären vermuteten, ließen wir die Pferde zurück und eilten dann aufwärts, so schnell es mein Atem erlaubte, entweder im Geröll des Bachbettes oder auf den langen Schneebrücken, die es teilweise überdachten. Unter diesen Schneebrücken im Bachbett schien der Lieblingsaufenthalt der Alpenschneehühner zu sein, denn sie strichen an den Enden aus den dunklen Schlünden heraus wie die Tauben auf dem Schießstand. Nachdem wir hoch genug gestiegen waren, um guten Wind für die nächste Schlucht zu haben, erstiegen wir langsam, um nicht außer Atem zu kommen, den Rücken. Der entscheidende Augenblick war da! Mit fertiger Büchse blickte ich in die Schlucht hinab. Nichts zu sehen! Wir pirschten vorsichtig oben entlang, untersuchten jeden Büsch, jeden Stein unter uns, der Bär war nicht mehr in der Schlucht. Schließlich rollten wir Steine ab für den Fall, daß er ganz unten am Bach in den Weiden schlief, aber auch das hatte keinen Erfolg. Wir hatten unseren ganzen Gewaltmarsch umsonst gemacht.

Da wir den Bären unbedingt hätten sehen müssen, wenn er von der Schlucht aus über den Kamm gegangen wäre, nahmen wir an, daß er noch irgendwo unten im Tal steckte, und ließen uns daher zur Beobachtung auf einem vorspringenden Felskopf nieder.

Lief unter uns am Smaragdsee sahen wir zwei winzige dunkle Punkte: die Pferde der anderen. Nach einer Weile war es auf einmal nur noch einer, und gleich darauf tönte ein fröhliches Wiehern zu uns herauf: Silver, der alte Gauner, hatte sich losgerissen und trabte

vergnügt heimwärts. Leider saßen wir viel zu hoch, um ihm noch den Weg abzuschneiden zu können.

Gegen sechs Uhr sah man hinten die beiden Jäger zu Tal kommen. Die beiden Sättel wurden auf das verbliebene Pferd verpackt, dann marschierten sie auf der anderen Talseite abwärts.

Als sie uns ungefähr gegenüber waren, stiegen wir auch zu unseren Pferden ab, um uns mit ihnen zu vereinigen. Wir waren gerade beim Aufzäumen, da knallte es plötzlich drüben!

„Da haben sie unseren Bären geschossen!“ rief George ganz ärgerlich. Gleich darauf knallte es noch einmal, und nun sahen wir auch den Bären, der offenbar schwerkrank zwischen den Weidenbüschen herumtaumelte. Schließlich verschwand er hinter einem Busch, offenbar war er zusammengebrochen. Während wir hinübertritten, sahen wir die beiden anderen suchend in den Büschen herumkriechen, anscheinend war der Bär also doch noch fortgezogen. Ich sah auch in einer talwärts liegenden Weidenpartie die Schneehühner aufflattern, offenbar zog er also dort durch.

Ich gab für alle Fälle Johnnie meine Büchse, und dann begann die Nachsuche im Dickicht. Die Schweißfährte war stark und leicht zu halten, offenbar ein Weidwundschuß. Trotzdem bekamen wir den Bären nicht zu Gesicht, ich hörte ihn nur einmal in den Weiden dicht vor uns herziehen.

Da so keine Aussicht war, ihn nochmals zu Schuß zu bekommen, schlug ich vor, Johnnie solle oben am Hang über den Weiden vorlaufen und versuchen, dem Bären von oben den Gangschuß zu geben. Mit der Geschwindigkeit eines flüchtigen Steinbocks sprang er über die Felsen davon, und nachdem er genügend Vorsprung hatte, nahmen wir die Folge wieder auf. Voran G. mit der Büchse, durchdringenden Blicks die Büsche musternd, hinter ihm ich selbst, in Ermanglung eines Taschenmessers leider nur mit einer Nagelfeile bewaffnet, trotzdem aber zum Äußersten entschlossen, und den Schluß bildete George, den aber nur seine verstopfte Pfeife zu interessieren schien, mit der er die merkwürdigsten röchelnden Töne produzierte.

Es dauerte gar nicht lange, da sah ich Johnnie oben in Anschlag gehen und schießen. Im Schuß fuhr der Bär etwa 60 m vor uns

brüllend aus den Weiden hoch und brach dann zusammen. Es war ein etwa vierjähriger männlicher Grizzly, und wir waren alle sehr erfreut, bis auf George, der etwas säuerlich dreinblickte, weil die anderen „seinen“ Bären geschossen hatten.

Im Lager der heulenden Wölfe

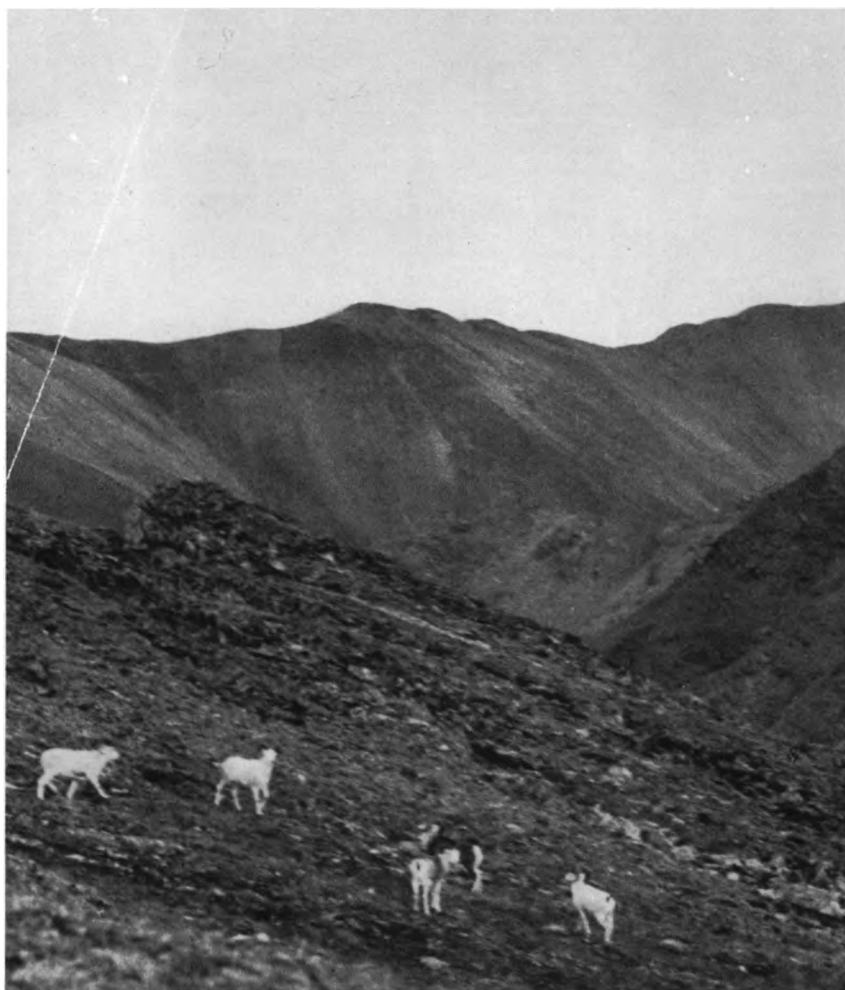
Wir haben das Lager so genannt wegen einer kleinen Begebenheit am gestrigen Nachmittag. Wir hatten noch vorgestern Abend beschlossen, das Lager weiter in die Berge hineinzuberlegen, d. h. hierher in das Hochtal, in dem wir neulich bei der Schaffjagd die Pferde zurückgelassen hatten.

Wir packten also gestern früh, während Johnnie gegen den Smaragdsee hinauftritt, um den Bären aus der Decke zu schlagen, auf und sagten dem Wildschaffee Lebewohl. Etwas schwer wurde mir der Abschied, denn einen landschaftlich so schönen Lagerplatz wie dort werden wir wohl kaum wieder haben, und ob wir noch einmal an ein so ausgezeichnetes Aschenwasser kommen, ist mir fraglich.

Die Kletterei vom letzten See hinauf nach dem Hochtal war natürlich bitter, es war aber wenigstens trocken, so daß die Packpferde alle glücklich hinaufkamen.

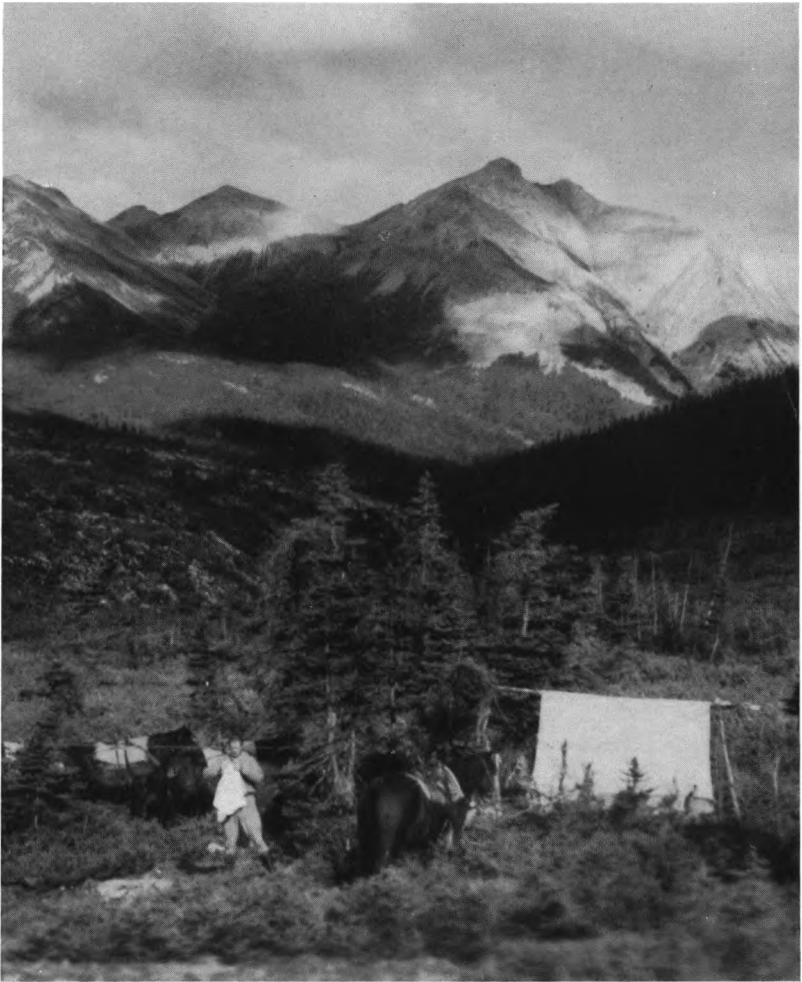
Am Nachmittag machte ich mit G. einen Bummel taleinwärts. Während wir auf einer Felsnase saßen und das unter uns liegende Tal beobachteten, scholl auf einmal aus dem Weidendickicht am Bach ein grandioses Wolfskonzert zu uns herauf. Offenbar war es ein Pack, das sich zu gemeinsamem Abendstreifzug sammelte, denn aus allen Ecken des Dickichts tönnten die wilden und traurigen Rufe im Wechselgang. Wir glaubten ganz bestimmt, aus unserer beherrschenden Position wenigstens den einen oder anderen Wolf zu Gesicht oder gar zu Schuß zu bekommen, sie verstanden sich aber so gut in Deckung zu halten, daß wir umsonst bis zum Dunkelwerden warteten.

Das Wetter bereitete uns am nächsten Tag nach dem Lagerwechsel wieder einmal die obligate Enttäuschung. Früh um 6 Uhr strahlend



Aufn.: Graf A. Seilern

Widder-Rudel
(Man beachte die verschiedene Sattelfärbung)



Im Hochlager

blauer Himmel, um 8 Uhr bedeckt, um 10 Uhr regnete es. Ich balgte früh zwei am Tage vorher von Peter geschossene weißschwänzige Schneehühner und ging gegen 11 Uhr mit George hinaus, um nachzusehen, ob sich an den Resten der neulich geschossenen Schafe Raubwild eingefunden hätte. Leider hatte noch niemand den fetten Bissen gefunden. So stiegen wir ins Tal hinab und auf der anderen Seite auf eine Art Boden hinaus, wo wir vorher mit dem Teleskop drei Caribous gesehen hatten. Sie hatten gerade gefegt, und das Geweih des einen sah ganz lächerlich blutrot aus, wie ich es bei unseren heimischen Cerviden nie gesehen.

Wir kamen nach einem steilen Anstieg mit schlechtem Wind auf den Rand des Bodens, da die Caribous aber zwischen 200 und 300 m weit standen, hatten wir einen Augenblick Zeit, sie uns anzusehen.

Gerade uns gegenüber stand ein starker Hirsch mit prächtiger, silbergrauer Mähne und einem vielendigen Geweih, das durch die daranhängenden Bastfäden noch phantastischer aussah. Den wollte ich natürlich nicht schießen. Der am weitesten rechts stehende hatte inzwischen Wind bekommen und sich auf über 300 m entfernt. Der Starke warf auch schon auf und hielt im Fegen an den Weidenbüschen inne, so mußte ich mich für den am weitesten links Stehenden entschließen. Er stand auf 200—250 m fast genau spitz von hinten, doch konnte ich ihm mit dem Fernrohr gerade noch etwas Flanke abgewinnen. Im Feuer knickte er zusammen, wurde dann mühsam hoch, zog schwerkränk ein paar Schritte und blieb dann stehen, als wenn er gleich zusammenbrechen wollte. Ich gab ihm trotzdem sofort noch eine zweite Kugel, auf die er aber gar nicht reagierte. Wenige Sekunden später brach er dann aber verendet zusammen, noch ehe ich einen dritten Schuß anbringen konnte. Wie sich nachher zeigte, hatte er die erste Kugel schräg von hinten gerade richtig hinter das Blatt bekommen, die zweite quer hinter dem Blatt gerade durch. Sie hatte einen geradezu unglaublichen Schweißerguß hervorgerufen.

Leider war es auch ein starker, alter Hirsch, immens an Wildbret, — ich schätzte ihn auf 5—6 Jtr. — mit einem ganz phantastischen Specknacken. Das in den Dimensionen mächtige Geweih hatte auf der besseren Stange 25 Enden und unten eine etwa 18 cm breite

Augenschaukel, die hier als etwas besonders Gutes gilt. Ich wollte das Geweih gerne als Trophäe behalten. George wollte aber davon nichts wissen und behauptete, wir würden später in der Brunst wesentlich bessere Hirschschiefen. Immerhin meinte er, man könne ja für alle Fälle die Augschaukeln absägen und mitnehmen, um sie später an ein anderes Geweih mit weniger guten Augschaukeln ansetzen zu lassen. Offenbar weiß er recht genau Bescheid, wie man zu guten Trophäen kommt.

Ich las auch neulich im Vorwort der amerikanischen Großwild-Rekordliste extra hervorgehoben, daß jedes darin aufgenommene Stück von dem Leiter der „National Collection of Heads and Horns“ persönlich geprüft sei, wobei er u. a. ein Wildschaf-Rekordgehörn in Händen gehabt habe, das von einem ganz bekannten Präparator aus drei verschiedenen Gehörnen zusammengesetzt gewesen sei!

Im übrigen ist die „National Collection of Heads and Horns“ ohne Zweifel eine nachahmenswerte Einrichtung. In ihr werden alle Trophäen von einer gewissen Stärke aufwärts als Leihgabe oder Schenkungen aufgenommen und in einer großen Schausammlung unter dem Namen des Erlegers ausgestellt. So wird vor allem verhindert, daß bedeutende Trophäensammlungen nach dem Tode ihrer Erbeuter als Wand schmuck in „altdeutschen Weinstuben“ ein klägliches Ende nehmen ¹⁾.

Nach dieser Abschweifung zurück zur Sache:

Das Caribou hat eine günstige Lage, so daß wir nun wohl darauf hoffen können, Wolf oder Bär damit anzulocken. Es liegt so, daß man es aus großer Entfernung beobachten und von verschiedenen Seiten je nach Wind gut ansitzeln kann.

Wir packten eine gute Last Wildbret auf, und George nahm sich noch einen Teil der Decke mit, um sich daraus ein Paar Cowboyhosen zum Reiten im Dickicht zu machen, in denen er bestimmt prächtig aussehen wird.

¹⁾ Ich hoffe, daß das „Deutsche Jagdmuseum“ in München uns mit der Zeit etwas Ähnliches beschert. Dann bin ich niederträchtig genug, noch einmal mein Testament zu ändern, in dem heute ein Zoologisches Museum als Erbe meiner Trophäen figurirt.

Auf dem Rückweg sahen wir noch auf einem ganz kleinen reißenden Gebirgsbach ein Schoof der prächtigen bunten Harlequinnten, offenbar noch nicht flugbar. George meinte, wir könnten ihnen ja nach beiden Seiten den Weg abschneiden und würden sie dann einfach mit den Stöcken in dem winzigen Wasser erschlagen können, mir erschien das aber etwas zu greulich. Abends brät Johnnie eine Seite Bergschafrippen und ein Blatt am Spieß. Beides war so hervorragend, wie ich mich kaum entsinne, je etwas gleich delikates an Fleisch gegessen zu haben, und ich schlang wohl mehrere Pfund herunter, ohne etwas anderes dazu zu essen. Nachher kam der feierliche Moment der letzten Zigarre.

Endlich kam einmal ein Tag mit anständigem Wetter. Früh war es zwar wie gewöhnlich bewölkt, es klärte sich dann aber auf und wurde ein wirklich schöner Tag. Wir ritten um 9,30 ab und zwar wieder das Tal hinauf, wo ich das Caribou geschossen, das aber noch völlig unberührt dalag.

Nach etwa zweistündigem, z. T. ziemlich unbequemen Ritt über weidenbewachsenes Geröll sattelten wir recht hoch im Ende des Tales ab und banden die Pferde an. Dann stiegen wir in einer ziemlich kupperten grasigen Mulde gegen den Kamm auf.

Das Terrain sah recht nach Schafen aus, und wir waren wohl kaum 1 km von den Pferden, da sahen wir schon das erste Rudel, einen jungen Bock, Geiß und Kitz. Leider war der Wind sehr schlecht, so daß wir nicht näher als auf etwa 100 m herankamen. Ich versuchte aber trotzdem eine Aufnahme mit dem Tele-Objektiv.

Gleich darauf sahen wir zwei Rudel von vier und sieben Stück, alles Geißen und Kitze, aus einer Mulde vor uns, wo sie unseren Wind bekommen hatten, flüchten und dann gemächlich einen steilen Geröllhang hochziehen. Nachdem wir ein Stück höher gestiegen waren, sahen wir auf einem sanft abfallenden grasigen Sattel ziemlich hoch oben einen schwarzen Punkt. Ich hielt es mit bloßem Auge der Form nach für einen Adler, George aber, der das Glas hatte, rief ganz begeistert: „Wahrhaftig, ein Bär!“

Ich ließ mir jetzt das Glas geben und sah ihn mir eine Weile an.

Trotzdem es kein besonders starker Bär war, kam er mir natürlich riesig vor, wie er da in seinem zottigen Pelz über den kurzen Rasen wanderte. Ich glaube doch, daß von all den schönen Bildern von Wild in seiner natürlichen Umgebung, die ich in vielen Jahren und in vielen Ländern gesehen habe, der Bär im Hochgebirge eines der schönsten, wenn nicht d a s schönste ist.

Leider wurde ich sehr bald aus meinen Betrachtungen gerissen, denn George drängte darauf, daß wir den Bären angingen, trotzdem er anscheinend gar keine besondere Eile hatte, sondern dort oben nur gerade so herumbummelte und nach etwas Eßbarem Ausschau hielt.

Die Situation war so günstig wie möglich. Der Bär wanderte abwärts in eine grasige Mulde hinein, und wir konnten ungesehen und mit gutem Wind einen Felskopf erreichen, von dem aus man sie bequem in ihrer ganzen Ausdehnung beschießen konnte. Trotzdem war es besser, nicht zuviel Zeit zu verlieren, und wir rasten bergauf, daß ich, trotzdem George meine Büchse trug, dachte, mich sollte der Schlag treffen.

Endlich hatten wir den Felskopf erreicht, ohne daß der Bär plötzlich in uns hineingerannt wäre, was meine einzige Angst war. Mit größter Vorsicht schoben wir uns vor: er konnte jetzt unter keinen Umständen weiter als 150 m sein, und da ich liegend aufgelegt schießen konnte, hatte er wohl kaum eine Chance zu entkommen. Immer mehr von der Mulde kam zum Vorschein, aber kein Bär! Jetzt noch ein Schritt, und wir konnten auch das letzte Gelände direkt unter uns einsehen: — nichts!

„Er muß wohl in die nächste Schlucht eingewechselt sein,“ flüsterte George. Neuer fürchterlicher Dauerlauf. Die Schlucht ist auch leer. Die einzige Möglichkeit ist jetzt, daß er nach oben über den Paß zurück ist. Mühsam keuchen wir hinauf, blicken hinüber: — wieder nichts!

Kein Zweifel, der Bär ist fort, und zwar muß er eiligst abgezogen sein, sonst müßten wir ihn noch irgendwo sehen. Offenbar hat er doch von unten irgendwie Wind bekommen, entweder von uns oder von den Pferden. Schmerzliche Enttäuschung, aber nicht zu ändern.

Wir erklimmen noch den höchsten Gipfel, um nach allen Seiten

Umschau zu halten, aber auch das ist umsonst. Dafür werden wir durch eine geradezu prachtvolle Aussicht entschädigt.

Im Osten wie im Norden ein Meer von Berggipfeln. Nach Osten zu alles in dieser wunderbaren zarten Mischung von Blau und Braun, den typischen Farben der nordischen Berge, die richtig festzuhalten leider nur wenigen Begnadeten unter den Malern gelingt.

Nach Norden zu, grell von der Sonne beschienen, eine Gruppe steiler, ganz hellgrauer, fast weißer Felskegel, dahinter andere Ketten, alles in Hellgrau, Gelb, und hellem, leuchtendem Blau, den typischen Farben südlicher Berge. Merkwürdiger Kontrast!

Wir steigen von unserem Gipfel herunter und wandern einen schmalen Grat zwischen zwei großen tiefen Tälern entlang, in der Hoffnung, den Bären noch irgendwo zu entdecken. Über das eine Tal hinweg sehen wir in weiter Ferne in einem großen, grünen Kessel ein Rudel von ca. 80 Schafen. Mit ihren weißlichgrauen, kurzhaarigen Decken erinnern sie doch merkwürdig an Hauschafe, vor allem, wenn sie in einer so großen Herde zusammenstehen. Aber schön ist der Anblick doch. Fast senkrecht unter uns steht ein anderes Rudel von acht Schafen, weiterhin noch eines von sechs, aber alles nur Geißen und Kiße.

Die Gratwanderung wird immer schwieriger, der Grat immer enger und felsiger, die Abstürze immer steiler und tiefer. Ich wage schon gar nicht mehr hinunterzusehen, starre nur noch auf den Weg. Mit einer gewissen Genugtuung sehe ich schließlich eine riesige Felsmauer uns endgültig den Weg sperren. Nun können wir Gott sei Dank nicht weiter.

Der unermüdliche George meint aber: „Da geht ja ein Schafwechsel hinüber, da kommen wir auch ganz bequem durch.“ Ich will schließlich auch kein Spielverderber sein, mache mich also mit zusammengebissenen Zähnen hinter ihm auf die Reise. Es ist einfach scheußlich! Er spaziert natürlich vornweg, als ob er den Kurfürstendamms entlang ginge. Ich muß aber schwer und angstvoll um jeden Schritt kämpfen. Warum ist man eigentlich so furchtbar ungeschickt, verglichen mit einem solchen Mann? Nach wenigen Metern ist er auch bereits um die nächste Felskante verschwunden, was mein Wohl-

befinden nicht gerade erhöht. Endlich erweise ich ihn wieder, während er mit dem Glase Ausschau hält. Ich bin von allem Stolz verlassen, bekenne meine Niederlage und kehre einfach um.

Auf einem etwas weniger exponierten Beobachtungsposten auf dem Grat verbringen wir dann den ganzen Nachmittag, der Bär taucht aber nicht mehr auf. Am Spätnachmittag steigen wir zu den Pferden ab, am Abend sind wir wieder im Lager.

Wir haben auf der heutigen Pirsch 114 Schafe und einen Grizzly gesehen, selbst für hier ein erfreuliches Erlebnis.

Ich komme jetzt langsam dazu, mir ein einigermaßen klares Bild über die auffallend verschiedenen Farben von *Ovis fannini* zu machen, und meine Beobachtungen decken sich auch so ziemlich mit denen von C. und Johnnie.

Geißen und Rixe sind hier völlig gleichartig in der Farbe: ein ganz helles weißliches Grau, nur der Brustkern bis zur Höhe der Ellbogen sowie der Wedel regelmäßig schwarz. Die bei den Widdern oft vorkommende dunkle Rumpffärbung haben wir unter den Hunderten von Geißen und Rixen die wir beobachtet haben, nicht ein einziges Mal gesehen.

Bei den Widdern sind die Abweichungen hierin dafür ganz auffallend. Von dem lichten, weißlichen Grau der Geißen bis zu einem fast schwarzen Schiefergrau sind alle Übergänge zu finden, so daß die Widderrudel oft einen ganz buntscheckigen Eindruck machen. Dabei ist eine ganz auffallende Erscheinung, daß mit ziemlicher Regelmäßigkeit die dunkelsten Widder auch die besten Schnecken tragen. So waren auch die beiden am 20. August geschossenen Widder die dunkelsten im ganzen Rudel.

Mit dem Alter hat aber trotzdem die Färbung wohl nichts zu tun, und ich glaube nicht, daß etwa helle Widder mit den Jahren dunkler werden, denn man sieht mitunter auch offensichtlich junge Widder mit ganz dunkler Rumpffärbung und umgekehrt. Eher scheint mir, daß die dunklen Stämme oder Blutlinien hier die bessere Anlage zur Schneckenbildung vererben, und daher die hellen Stämme weit seltener über eine gewisse Mittelmäßigkeit in den Schnecken hinaus gelangen.

Im übrigen scheint ein Optimum in der Schneckenbildung hier überhaupt nicht erreicht zu werden, sonst müßten wir unter den vielen Widdern, die wir schon begutachtet haben, und unter denen noch kein anderer Jäger sich die besten Köpfe herausgeholt hat, doch schon irgend etwas gefunden haben, was dem Rekord wenigstens nahe kommt.

Bei einem Rekordstand von 110 cm ist unser bester Kopf immer erst 101, und ich zweifle sehr daran, ob wir noch einen besseren Kopf bekommen, oder ein solcher hier überhaupt zu finden ist.

Die folgenden Tage, d. h. der 27.—29. August, dienten einem leider völlig erfolglosen Vorstoß in den höchsten Teil des Gebirges, wo Johnnie den Einstand der meisten alten Widder und damit die ersehnten Rekordköpfe vermutete. Erfahrungsgemäß stehen nämlich diese alten Herren stets in der Nähe hoher Wände, in die sie sich rasch flüchten können, wenn sie von Wölfen angefallen werden. Geißen und Risse verlassen sich in solchen Fällen mehr auf die Schnelligkeit ihrer Läufe.

Wir kletterten einen ganzen Tag langsam aufwärts und lagerten abends in grandioser Umgebung im letzten Balsamtannengestrüpp unter den Schneefeldern.

Da die Schneehühner inzwischen vollkommen ausgewachsen waren, hatten wir beschlossen, unsere Konkurrenz nun zu eröffnen. Der Marschtag nach dem Hochlager wurde so mein erster offizieller Jagdtag, und ich war natürlich in größter Sorge, ob wir auch Schneehühner antreffen würden. Bis zur Mittagspause hatten wir zu meiner großen Enttäuschung nicht eines entdeckt, dann, als wir gerade an einem kleinen Bach die Pferde anbanden, meldete Johnnie vor uns eine Kette. Sie lief an den Weiden am Bach entlang, so daß ich ihr den Weg abschneiden und sie gegen das grasige Bachbett drücken konnte, wo ich sie, z. T. ehe sie den Bach überflatterten, z. T. am anderen Ufer, weit aber frei, auf dem Gras zu Schuß bekam. Ich konnte so mit acht Kugeln sechs Hühner zur Strecke bringen, die schon so ausgewachsen waren, daß man sie von den alten nicht mehr unterscheiden konnte. Sie waren auch sehr viel härter, liefen meist,

auch wenn gut getroffen, noch ein paar Schritt davon, ehe sie verendet auf die Seite fielen.

Wie gewöhnlich waren es Moorschneehühner, die man hier in der Weidenregion eigentlich als einzige Art antrifft, während das weißschwänzige Schneehuhn und das Alpenschneehuhn sehr viel höher in der reinen Felsregion leben, letzteres mit Vorliebe in feuchten, schattigen Bachschluchten.

Was Schafe anlangte, so war das Hochlager wie schon gesagt eine vollkommene Niete. Ich machte mit George eine gewaltige Pirsche, bei der wir endlose Meilen besten Schafgeländes mit dem Teleskop absuchten, ohne irgend etwas zu entdecken, auch eine ganze Reihe nach Bären aussehende Täler kontrollierten wir ohne Erfolg.

So beschäftigte ich mich in der Hauptsache mit dem Versuch, ein gewisses System in die Lautäußerungen der hier sehr häufigen Alpenschneehühner zu bringen, sie haben darin aber ein solches Repertoire, daß man schwer daraus klug werden kann. Manchmal erinnern die Stimmen an junge Fasanen, dann wieder an junge Haushühner, und man hört auch hin und wieder einen dem Krähen des Haushahnes entfernt ähnlichen Ruf. Niemals dagegen hört man von ihnen den tiefen knarrenden Ruf der Weidenschneehühner.

Der Abmarsch am nächsten Morgen stellte uns vor ein sehr ernstes Problem: eine Stute hatte in der Nacht gefohlt, und wir mußten versuchen, das Fohlen irgendwo auf einer Last zu verpacken, da es natürlich noch nicht den ganzen Marschtag mitlaufen konnte. Wir machten oben auf dem Rücken seiner Mutter zwischen den Packkisten ein weiches Nest zurecht, wickelten es dann in zwei Zeltbahnen und unsere Regenmäntel und legten es hinein. Leider war aber alle Mühe umsonst. Schon nach zwei Stunden war es, vermutlich wohl durch die starken Stöße, die es auszuhalten hatte, dem Tode nahe, und um es nicht vollends zu Tode zu quälen, mußten wir uns schweren Herzens entschließen, es abzuladen und zu erschießen.

Es war heut auch am Tag schon so kühl, daß ich zum erstenmal beim Marschieren Rock und Handschuhe anziehen mußte. Als wir am Abend wieder in unser altes Lager eintückten, sahen wir am gegenüberliegenden Hang recht hoch oben ein Rudel junger Böcke. Da

weder C. noch ich große Lust hatten, noch eine lange Klettertour zu machen, gab ich Johnnie meine Büchse, mit der er in unfassbar kurzer Zeit hinauffstieg und zwei Böcke schoß, die er dann von oben bis in die Weiden hinunter rollte, wo wir sie morgen mit den Pferden einholen werden. Lecker, Nieren und Herzen brachte er wunderbar sauber und appetitlich in einen Labmagen eingepackt mit. C., der heute zum Schießen in unserer Konkurrenz dran war, schoß dicht am Lager noch fünf Schneehühner aus einer Kette, nachdem ich schon gehofft hatte, er würde heute leer ausgehen und ich so einen guten Vorsprung bekommen.

In der Nacht wurde es empfindlich kalt, und am nächsten Morgen waren alle stehenden Wasserflächen mit einer soliden Eisschicht überzogen, die aber der schöne Sonnenschein bald wieder zum Verschwinden brachte.

Der Herbst ist da! Die Birkenbüsche an den Hängen zeigen täglich ein leuchtenderes Rot, und die Weiden gehen allmählich von Grün in ein flammendes Gelb über. In acht Tagen wird wohl die herbstliche Buntheit hier oben schon ihren Höhepunkt erreicht haben.

Wir wanderten das Tal hinauf, um erst einmal nach den Resten des Caribous zu sehen und dann über das Tal hinweg nach den Schafresten.

Als wir uns dem Caribou näherten, entdeckten wir über uns einen einzelnen Widder, der sich am Rand einer hochgelegenen Mulde am Hang niedergetan hatte. Leider konnten wir nur die obere Hälfte der Schnecken sehen, sie machten aber einen recht starken Eindruck. Wir machten uns deshalb daran, den Widder anzupirschen, denn ich wollte sie, wenn sie wirklich so stark waren, wie sie uns erschienen, evtl. gegen die mit den abgebrochenen Spitzen austauschen.

Der Widder saß dicht an einem aus der Mulde steil abfallenden felsigen Kanon. Mein Plan war, ihn von der anderen Seite her längs des Hanges anzupirschen, George dagegen wollte direkt unter ihm im Canon hochklettern, was wir dann auch taten. Wir kamen ganz gut, von Felsstufe zu Felsstufe auf allen Vieren hochkletternd, bis in seine Nähe, dort sperrte aber ein etwa 3 m hoher Wasserfall

jedes Fortkommen. Zwischen den Felsen führte über uns ein steiles erdiges Band nach oben, auf dem wir nun hinauf kletterten. Unsere Hoffnung, daß es weiter oben weniger steil sein würde, erwies sich leider als trügerisch, und als wir gerade hoch genug waren, um sicher zu sein, daß man, wenn man abfuhr, sich alle Knochen auf dem Felsen des Nachbettes zertrümmerte, wurde es so steil, daß ich wirklich das Gefühl hatte, einfach nicht mehr Fuß fassen zu können, sondern mit beiden Füßen zugleich ganz langsam abwärts zu rutschen.

Uneingedenk aller Bergetiquette versuchte ich mich mit einem eingeseßten Knie am Hang zu halten, George rief mir aber ganz wütend zu: „Bleiben Sie auf Ihren zwei Füßen stehen, sonst fahren Sie augenblicklich zur Hölle!“ Darauf legte ich ja nun wieder keinen übertriebenen Wert und krebste so gut es ging weiter. Unter fürchterlichem Gestöhne erreichten wir schließlich auch den oberen Rand des Canons. Der erste Blick hinüber zeigte uns, daß der Widder verschwunden war. Offenbar hatte er von oben unsere glatte Kletterpartie beobachtet und sich dann rechtzeitig empfohlen. Die ganze Schinderei war also umsonst gewesen. Und wie mühelos wären wir auf bequeme Schußweite herangekommen, wenn wir meinen Plan befolgt hätten! Ich präparierte gerade eine kleine Strafpredigt für George, da sank er plötzlich vor mir in die Knie: er hatte den Widder vor uns in der Mulde entdeckt.

Wir krochen nun bis zu einem kleinen Buckel vor und betrachteten den Widder durch das Teleskop. Mir schien er wirklich gut, und George meinte: „40 Zoll hat er gewiß!“¹⁾

Der Widder stand auf ca. 250 m mit einem schwächeren zusammen ziemlich günstig zum Schießen. Ich verlor deshalb keine Zeit, fehlte aber trotz guter Auflage aus unbekanntem Gründen. Die Widder trollten nun am Hang der Mulde entlang, und da sie offenbar nicht mehr verhoffen wollten, wartete ich nur noch, bis sie ins Ziehen kamen, und schoß dann noch einmal auf etwa 300 m. Zu meiner Freude rollte der starke Widder im Knall zu Tal und verschwand unten im Canon.

Beim Hinabklettern entdeckten wir leider, daß er trotz des tiefen

¹⁾ Etwa 1 m.

Sturzes noch nicht verendet sei, und da ich die Felsen nicht hinunterkommen konnte, gab ich George meine Büchse, der damit halbwegs hinabkletterte und ihm den Fangschuß gab.

Als ich nach einer langen Umgehung glücklich unten ankam, war meine erste Frage natürlich: „Wieviel Zoll?“ Mit Grabesstimme erwiderte George: „Siebenunddreißig!“ Das war natürlich bitter! Daß wir uns beide so vollkommen täuschen könnten, hatte ich nie gedacht. Der einzige Lichtblick ist, daß mir so die Pein erspart bleibt, die Schnecken mit den abgebrochenen Spitzen, die trotzdem eine wirklich prächtige Trophäe sind, zurücklassen zu müssen. Nur Johnnie wird traurig sein, denn er wollte gern sagen können: „Kein Kopf unter 40 Zoll.“

Erschöpft und verdrossen kletterte ich mit George aus dem Canon heraus, und wir ließen uns oben am Hang nieder, um mit den Gläsern die Schaffkadaver jenseits des Tales zu besichtigen.

Mir fiel sofort eine große, braune Masse neben dem einen Schaf auf, und ich machte George darauf aufmerksam. Da er aber wie alle Führer es nicht gern hat, wenn man etwas eher sieht als er selbst, murmelte er nur: „Felsen“. Gleich darauf sah ich aber, daß die braune Masse ihre Form verändert hatte. Nun konnte George nicht mehr umhin, das Teleskop vorzuholen, und das zeigte zu meiner Freude ganz klar einen neben dem Schaf schlafenden Grizzly. Der Wind war so gut, wie er nur sein konnte, Aussicht, daß der Bär jetzt gerade in der Mittagsstunde fortwechselfn würde, war kaum, es sah eigentlich so aus, als ob es diesmal wirklich glücken sollte. Im Lauffschritt ging es hinunter ins Tal, dann den steilen, geröllbedeckten Hang an der anderen Seite hoch, so schnell es meine Puste erlaubte.

Endlich waren wir oben. Der Bär lag noch immer an seinem Platz, und neben ihm zeigte sich jetzt ganz deutlich der Kopf eines Jungbären. Ich muß ehrlich sagen, es wäre mir lieber gewesen, der Alte wäre allein gewesen, trotzdem der Junge schon die Größe eines Schwarzbären hatte. Etwas widerlich war mir die Sache, und ich dachte auch einen Moment daran, die beiden zu schonen, aber schließlich sind die Chancen, auf Bären zu Schuß zu kommen, hier oben nicht so häufig, daß man sie leichtfertig aus der Hand geben kann.

Das Anpirschen an die Bären war wesentlich einfacher als neulich an die Schafe. Mit einiger Vorsicht gingen wir ganz offen am Hang bis auf etwa 200 m heran, wo ich mich auf einer kleinen Kuppe zum Schießen etablierte. Der Jungbär wurde eben hoch und ging nach dem Schaf hinüber. Wir erwarteten nun, daß die Alte sich auch rühren würde. Sie tat uns aber nicht den Gefallen.

„Machen Sie sich fertig,“ flüsterte George, „dann werde ich sie hochbringen“.

Er stieß einen gellenden Schrei aus, und im gleichen Augenblick war auch die Bärin wie der Wind hoch und stand sichernd spiß gegen uns. Mit der sorgsam vorbereiteten Auflage, die ich hatte, war der Schuß kein Kunststück. Im Knall brach die Bärin zusammen, versuchte noch einmal auf die Läufe zu kommen, rollte aber sofort verendet den Hang hinunter.

Der Jungbär stand regungslos, so daß ich ihn mit dem nächsten Schuß ebenfalls zu Tale senden konnte. Er war aber leider nicht so gut getroffen wie die Alte, so daß es noch mehrere Kugeln bedurfte, um ihn endgültig zur Strecke zu bringen. Dann ging es hinunter zur Besichtigung der Beute. Die Bärin war stärker als alle bisher gestreckten Bären, leider aber noch etwas im Rückstand mit dem Winterhaar, während der Jungbär schon eine prachtvoll dicke, gut bereifte Decke hatte.

Das Abhäuten der beiden Bären war ein mühsames Geschäft, da man die Decken Zoll für Zoll mit dem Messer von dem wohl zwei Zoll dicken Feist herunterzuschärfen mußte. Dazu war das Wetter, wie neulich bei den Schafen, ausgesprochen ungemütlich, nur hatten wir heute Schneetreiben statt Regen. Gegen sechs Uhr waren wir glücklich fertig. Ich nahm Decke und Schädel des Jungbären in den Rucksack, George die der Alten in einen eigens dazu mitgebrachten Sack, und dann eilten wir talwärts, denn der gute George hatte vergessen, unseren Imbiß einzupacken, so daß wir seit 7 Uhr früh nichts gegessen hatten.

Gegen 8 Uhr kamen wir im Lager an. G. hatte auch Weidmannsheil gehabt und einen wirklich kapitalen Widder, der meine beiden ganz in den Schatten stellte, gestreckt. Ein erfolgreicher Jagdtag!

4. Kapitel

Herbst im Waldland

Um Rose River

Der Tag fing mit einer Betrübniß an: in der Nacht hatte wieder eine von unseren Stuten gefohlt, und da wir nach den neulich gemachten schlechten Erfahrungen nicht noch einmal den Versuch machen wollten, ein neugeborenes Fohlen mit auf die Reise zu nehmen, mußten wir es leider erschießen.

Dafür war das Wetter schön, das Marschieren angenehm, und wir hatten einen hübschen Platz zur Mittagsrast an einem kleinen Bach. Dazu briet Johnnie die letzten Wildschafstrippen am Spieß, die wir mit Wehmut verzehrten. Der Marsch am Nachmittag war eine ganze Kette von Freuden. Wir kamen allmählich aus dem kahlen und doch etwas düsteren Hochgebirge zum erstenmal seit 14 Tagen wieder in etwas tiefere und freundlichere Gegenden. Der Herbst hatte mit voller Pracht seinen Einzug gehalten, und wir genossen voll Freude den ersten warmen, sonnigen Herbsttag. Weiden und Birken sängen gerade an, ihr schönes Rot und Gelb zu zeigen, während die Pappeln, denen wir hier zum erstenmal wieder begegneten, schon in phantastischem, flammendem Gold prangten. Die kahlen Höhen über uns zeigten ein mattes Rosa, das ganz merkwürdig gegen das Weiß der Schneefelder abstach, und die ferneren Höhen strahlten in diesem merkwürdigen leuchtenden Blau, das anscheinend nur die Herbstsonne hervorzubringen vermag.

Unter uns im Tale lag eine ganze Kette von Seen, zu denen wir auf einem bequemen Elchwechsel gemächlich hinabstiegen. Vielleicht erhöhte es auch das Vergnügen dieses Marsches noch besonders, daß wir uns nicht durch Moräste oder Weidendickichte zu quälen brauchten.

Die letzten zwei Stunden marschierten wir auf dem Sandstrand zweier Seen entlang, und ich wünschte mir im Stillen nur, daß wir

hier irgendwo Lager machen würden und ich einen schönen warmen Sonnentag an den Seen verbummeln könnte. Ich beneidete S. darum, daß er morgen hier Ruhetag haben sollte, während ich mit George das Seitental hinaufreiten muß, um nachzusehen, ob wir an den Überresten des am 14. August geschossenen Elches einen Bären erwischen können. Der Mensch ist eben nie zufrieden!

Wir erreichten den vorgesehenen Lagerplatz am Eingang des Seitentales erst um 6 Uhr, ich lief aber rasch noch mit S. an den Fluß, um das letzte Tageslicht zum Fischen auszunutzen.

Wir fanden einen sehr schönen großen Pool unter Felsen, und schon auf den ersten Wurf bissen zwei prächtige Äschen auf die beiden Fliegen, die ich auch mit Hilfe von S. glücklich beide landen konnte. Damit war es aber auch vorüber. S. fing nur noch einen Fisch.

Als wir schlafen gingen, sahen wir, wie meist in den letzten Tagen, ein prachtvolles Nordlicht. Leider war es diesmal kein gutes Wetterzeichen, denn ich wachte nächts von auf das Zelt knatterndem Regen auf, der wohl mindestens eine Stunde anhielt. Dafür war, als wir in der Frühe aufstanden, wieder schönster Sonnenschein.

Merkwürdig durchlässig muß der Boden hier sein, denn auch nach dem stärksten Regen sieht man nie eine Pfütze, und es läuft auch nie Wasser in die Zelte. George und ich kamen erst gegen Mittag weg, da die Pferde sich über Nacht, wie meist bei Regen, wieder einmal auf die Wanderschaft begeben hatten, und der unglückliche William ihnen stundenweit nachlaufen mußte.

Dann ritten wir behaglich im Sonnenschein das Tal hinauf, das wir vor drei Wochen im fürchterlichen Regen passiert hatten. Aus etwa 3 km Entfernung beaugenscheinigten wir den Elchkadaver, dessentwegen wir gekommen waren. Man konnte natürlich auf diese Entfernung nichts genau erkennen, wir sahen aber beide an der Stelle einen braunen, runden Gegenstand, der recht verdächtig nach einem Bärenkopf ausah. Offenbar hielt Meister Peß dort bei seiner so leicht gemachten Beute Wache, damit sich nicht andere Räuber daran gütlich täten.

Da wir doch nicht ganz sicher waren, ob es wirklich ein Bär war,

was wir sahen, beschlossen wir, zunächst einmal Mittagspause zu machen. Wir fanden einen schönen Platz unter einer Gruppe von Pappeln, die im schönsten Herbstschmuck prangten, mich an Waldvogel-Lage in Schweden erinnernd. Wir hatten selbst auch Herbstgewohnheiten angenommen, d. h. wir hatten heute einen kleinen Teekessel mit und kochten uns Tee.

Nach dem Imbiß begann eine sehr mühsame Kletterei, denn der Wind stand schlecht und wir konnten nur von oben das Luder angehen. Nach $1\frac{1}{2}$ Stunden standen wir nach vielem Schwitzen endlich über der Stelle, konnten aber den etwa 100 m unter uns in den Weiden liegenden Elch nicht sehen. So machte ich mich fertig, und George warf dann ein paar Steine hinunter, um den Bären, wenn er wirklich da war, zum Aufstehen zu bringen.

Es war ein aufregender Moment, ich saß am Hang, die Ellbogen auf den Knien aufgestützt und die Büchse an dem dazwischen eingesteckten Bergstock angestrichen, was mir einen recht sicheren Schuß geben mußte. Aber die Aufregung war leider vergebens, nichts rührte sich unten, und als wir hinunter kamen, fanden wir, daß der Elch überhaupt noch nicht von irgendwelchem Raubwild angenommen war.

So blieb uns nichts weiter übrig, als zu unseren Rössern hinabzusteigen und nach Hause zu reiten. Um 6,30 waren wir wieder im Lager.

S. und Johnnie kamen erst um 7 Uhr mit zwei schönen großen Forellen von je 3 kg, fünf Schneehühnern und drei Enten. Sie hatten einen wunderbaren Tag an den Seen gehabt.

Peter hatte für S. eine besondere Überraschung ausgedacht, indem er ein Paar alte Schafhörner, die er irgendwo gefunden, auf eines meiner Gehörne aufgeschoben hatte, ihm so die fast doppelte Länge und eine zweifache Windung gebend.

Wir bauten das Monstrum gut sichtbar vor dem Zelt auf, und ich setzte mich lesend daneben. S. rief natürlich schon im Ankommen: „Was hast Du geschossen?“ worauf ich, mich sichtlich ungern von meiner Lektüre losreisend, aufblickte, auf das Gehörn deutete und

dazu bemerkte: „Ein Schaf, das mir nicht einmal ganz schlecht zu sein scheint!“

E. war im ersten Moment buchstäblich sprachlos, was natürlich unser größtes Entzücken hervorrief. Noch beim zu Bett gehen mußte Peter, sobald ich ihn ansah, so lachen, daß er mit seinem Tellerspülen gar nicht weiter kam.

Ermutig durch die Erfolge im Fischen blieben wir den nächsten Tag da, um noch einmal unser Heil auf Forellen zu versuchen.

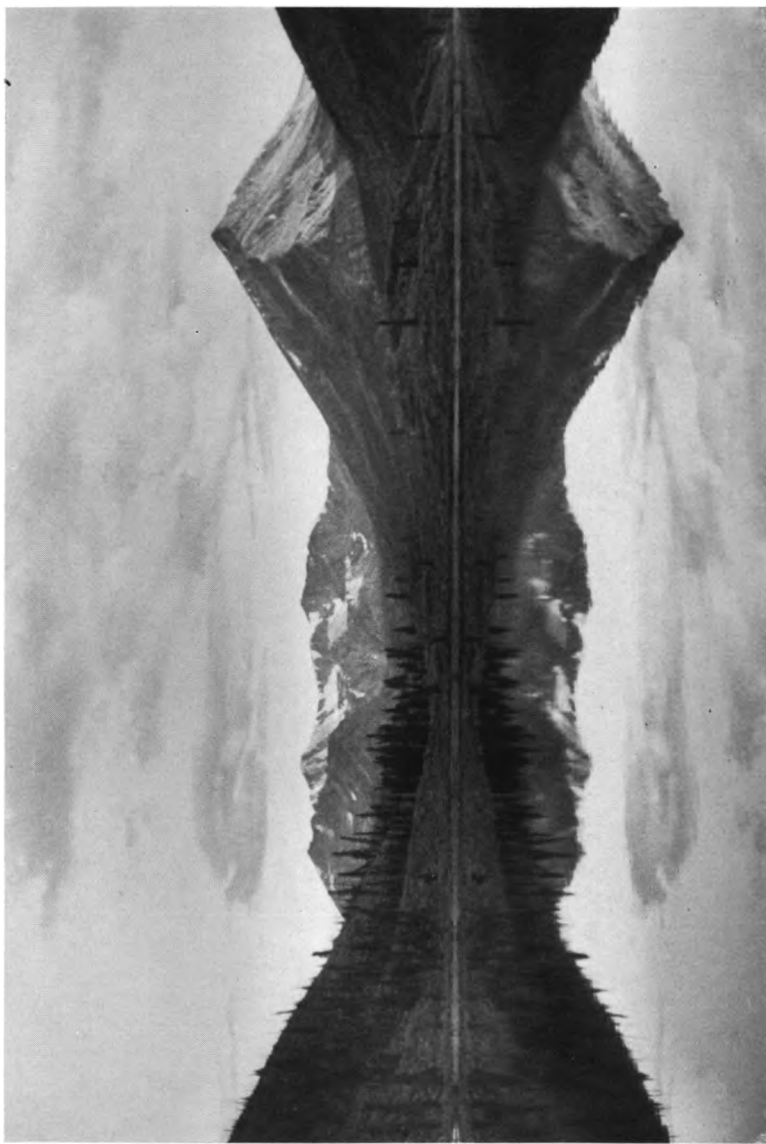
Nachts hatte es scharf gefroren und früh wehte ein strammer Wind, so daß ich schon dem Frieden nicht recht traute.

Wir kamen erst ziemlich spät fort, weil meine Spinnrolle streifte und ich sie erst mit Williams Hilfe in Atome zerlegen mußte, ehe sie wieder funktionierte.

Ich hatte den Drilling mitgenommen, um mal wieder ein paar Schuß auf Flugwild zu machen. Die drei ersten Schrotschüsse der Saison brachten mir drei Schneehühner ein, von denen wir aber leider eines verloren. Dann fischten wir den ganzen Tag mit Eifer und Hingebung. Leider ließen Eifer und Hingebung der Forellen sehr zu wünschen übrig, ich hatte nur einmal einen Fisch von wohl 3 kg, den ich aber beim Drill verlor. Johnnie hatte daselbe Mißgeschick. Mittags kochten wir am Ufer Tee, und ich fand hinterher ein kleines, geschütztes Tal zwischen den den See umgebenden dünenartigen Hügeln, wo ich unter herbstlich bunten Birkenbüschen ein gemütliches, molliges Schläfchen absolvieren konnte. Am Nachmittage nahm mir E. teilweise das Fischen ab, und ich bummelte nur so am Seeufer herum und freute mich der schönen Gegend und des schönen Tages.

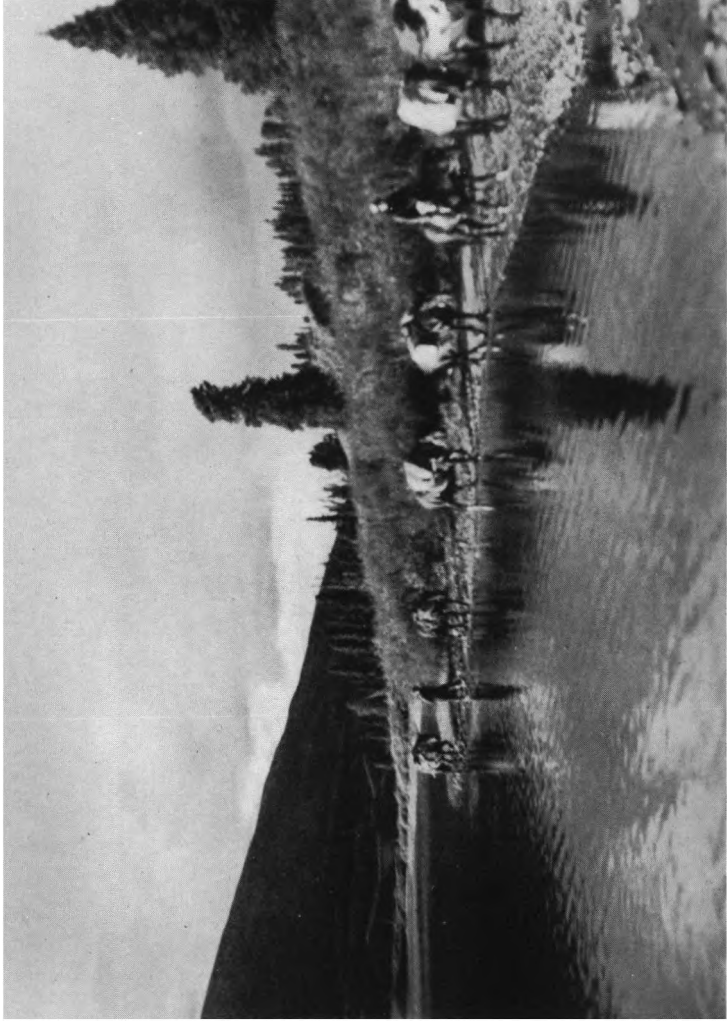
Am Unterlauf des Rose River

Wieder ein köstlich schöner Herbsttag! Wir marschieren in unserer alten Fährte den Rose River hinunter. Das Wetter war so warm, daß ich Hut und Rock wieder auf den Sattel aufschnallen und die Hemdsärmel hochschlagen konnte. Zur Mittagsruhe suchte ich sogar einen schattigen Platz aus. Die Herbstfärbung und Herbststimmung



Aufn.: Graf A. Seifern

Der Gorellen-See



Markt am Geufer

werden mit jedem Tage schöner, Erinnerungen an die köstlichen Jagd-
tage an den Vika-Seen oder um den Dammora-See werden leben-
dig. Es kommt einem ganz verkehrt vor, zu Pferde zu sitzen, anstatt
mit Glinte und Hund diese herbstliche Pracht zu durchstreifen. Meine
Strecke war heute beängstigend gering: ein Schneehuhn und ein
spruce grouse. Ich sah noch ein weiteres spruce grouse, das aber
abstrich, als ich gerade gestoßen hatte.

Da wir die Distanz bis zum Quiet-Lake möglichst schnell zurück-
legen wollen, marschierten wir von 10—6 Uhr mit kurzer Mittags-
pause.

Um am nächsten Morgen nicht zu lange aufgehalten zu sein,
schlugen wir das große Zelt gar nicht erst auf. Dafür machten wir
ein riesiges Feuer, an dem zwei Wildschafblätter brieteten, und das
unsere Abendmahlzeit beleuchtete. Ich schlang mich leider wieder
voll wie ein Wolf, es schmeckte zu gut.

Nur wird jetzt durch die fabelhafte Bratkunst der Indianer erst
klar, daß der richtige Feinschmecker in punkto Fleisch nicht der Vieh-
züchter, wie ich bisher annahm, sondern der Jäger ist. Der Vieh-
züchter wird immer bestrebt sein, jedes Tier seiner Herde, gute wie
schlechte Teile, möglichst vollständig zu verwerten, während der Jäger,
besonders in wildreicher Gegend, sich meist damit begnügen wird,
nur die allerbesten Teile des erlegten Wildes zu essen, um dann lieber
ein neues Wild zu erjagen, anstatt sich an die weniger guten Teile des
bereits erlegten zu machen.

Natürlich führt das hier mitunter auch zu Mißständen. So muß
die Mounted Police immer wieder dagegen ankämpfen, daß die im
Inneren lebenden Indianerstämme ganze Caribou-Herden zusammen-
schießen, nur um die Lecker zum Räuchern als Wintervorrat zu
erbeuten.

Gefahr, daß das amerikanische Lunden-Ren dadurch ausgerottet
wird, besteht allerdings vorläufig nicht, denn es tritt auch heute noch
auf seinen Wanderungen in nach Zehntausenden zählenden Herden
auf, so daß sogar die Yukon-Dampfer stoppen müssen, wenn gerade
eine solche Riesenherde den Fluß durchschwimmt. Die ganze Be-
völkerung der am Fluß liegenden Siedlungen eilt dann hinaus, um

sich von diesem reichen Segen einen möglichst großen Wintervorrat an Wildbret zu sichern.

Neben den heimischen Ren-Arten hat man in Alaska zur Verbesserung der Lebensbedingungen von Indianern und Eskimos schon vor Jahrzehnten angefangen, auch europäische Renttiere einzuführen, die sich inzwischen sehr erfreulich vermehrt haben. Gewisse Schwierigkeiten bereitete es zunächst, den Eingeborenen die richtige Wartung der Herden beizubringen. Man hat daher jetzt gefählich ein System eingeführt, nach dem jeder Herdenbesitzer seinem Gehilfen nach fünfjähriger Dienstzeit eine eigene kleine Renttierherde als Entlohnung überlassen muß, wodurch sich die Zahl der Herden ständig vermehrt. Schon heute werden jährlich etwa 75 000 Stück gefroren auf die amerikanischen Märkte gebracht, und man hofft, die Zahl in absehbarer Zeit auf 300 000 vermehren zu können. Die Herden werden dazu im Herbst an den Yukon hinunter getrieben, wo die geschlachteten Tiere von Kühlschiffen aufgenommen werden:

Doch nun zurück zu unserem Spießbraten. Ich hatte bisher nieviel von der ganzen Spießbraterie gehalten; was einem in Afrika in dieser Hinsicht vorgezeigt wurde, war in der Regel erbärmlich: zäh und trocken; ebenso habe ich von den Asiaten in dieser Hinsicht außer dem Schafschlik nie etwas Vernünftiges erlebt. Das mag wohl in der Hauptsache daran liegen, daß das Tropenwild eo ipso zu fettarm für Spießbraten ist, und daß auch in der Mongolei, die doch an sich klimatisch sicherlich ebenso rauh ist wie die hiesige Gegend, die Wildschafe selbst im Spätherbst auffallenderweise so gut wie gar keinen Feist tragen, während sie hier in dieser Hinsicht einem guten Masthammel kaum etwas nachgeben.

Überhaupt fällt mir hier immer wieder auf, wie unglaublich feist alles Wild ist, die alten Caribous und Elche tragen regelmäßig 3—4 Finger breit richtigen Speck auf dem Rücken. Da ist es natürlich sehr viel leichter, einen anständigen Braten zu machen, als aus ganz magerem Wildbret.

Für seinen berühmten Spießbraten benutzt Johnnie eigentlich ausschließlich die Rippenstücke, höchstens einmal ein Blatt vom Wildschaf. Einmal darf das Wildbret nicht zu dick sein, um richtig

durchzubraten, ehe die äußeren Teile trocken werden, und dann haben diese Feinschmecker natürlich längst erkannt, daß das feinste Fleisch immer das an den Knochen ist. Die Auflage auf einer Glührippe ist ja auch immer noch ihre drei Finger dick und schön mit Feist durchwachsen, so daß man mit der Zeit den Hals schon vollkriegt.

Johnnie brät nicht über, sondern am Feuer, indem er das Stück an einen schräg in die Erde gespießten spitzen Pfahl steckt und das Feuer ziemlich hell brennen läßt. Die Hauptkunst ist nun, die Hitze richtig zu beurteilen und danach den Spieß dem Feuer zu nähern oder zurückzuziehen. Sobald die dem Feuer zugewandte Seite braun ist, und das Fett stark zu tropfen anfängt, wird das Stück umgedreht und die andere Seite gebraten.

Verglichen mit dem Braten von Steaks in der Pfanne ist der Spießbraten natürlich eine langwierige Angelegenheit, so daß man ihn sich nur leisten kann, wenn man Zeit hat. Dann lohnt es aber wirklich die aufgewandte Mühe: an natürlicher Saftigkeit, die man von dem in der Pfanne künstlich hinein gebratenen Fett wohl unterscheiden muß, ist ein solcher Braten vollkommen unerreicht.

Das feinste Stück ist und bleibt natürlich eine Wildschafstrippe, wie überhaupt das Schaf die größten kulinarischen Freuden gewährt. Gut ist demnächst das Caribou, das in seinen feistdurchwachsenen Teilen einen merkwürdig hammelähnlichen Geschmack hat. Sein Lecker ist besonders delikates, fast weiß und sehr zart, ebenso die in dickem Feist sitzenden Nieren. Der brave, alte Elch entspricht am ersten unserem Rind; man kann ihn täglich und in jeder Form essen, vor allem liefert er einen ausgezeichneten, durchwachsenen Tafelspiß, der bei dem ständigen Bratfleisch eine willkommene Abwechslung ist.

Am nächsten Tage brachen wir schon um 9 Uhr auf und marschierten bis gegen 6 Uhr mit einstündiger Mittagspause. Das Wetter war kühl und bedeckt, aber kein Regen. G., der heute zum Schießen dran war, kam den ganzen Vormittag überhaupt nicht zu Schuß, so daß ich froh war, ihm nachmittags ein grouse zeigen zu können, das ich auf einem Baum entdeckt hatte, und das er auch schos.

Nachher brach aber das Verhängnis furchtbar über mich herein.

Wir trafen eine Kette von zehn spruce grouse, die geschlossen aufbaumten, so daß E. acht davon erledigen konnte. Nachher schoß er noch einen Schneehasen und drei weitere grouse, es sieht schlimm für mich aus mit unserer Konkurrenz! Wir lagerten an einem wunderhübschen Platz auf einer kleinen Lichtung im Mischwald von Fichten und Pappeln, schlugen wieder das große Zelt nicht auf, sondern machten ein mächtiges Feuer an, das uns als Tafelbeleuchtung diente und uns nachher wärmte. Wunderschön sahen die vom Feuer beleuchteten hohen Fichten vor dem schwarzen Nachthimmel aus.

Die Landenge am Quiet Lake

Wir hatten vor dem heutigen Marsch einigen Respekt, sind aber ohne allzu große Schwierigkeiten an unser Ziel, die Landenge, die das Überschreiten des Quiet Lake gestattet, gekommen.

Das Wetter war den ganzen Tag bewölkt, wir bekamen aber nur bei der Mittagspause einen kleinen Schauer. Früh zunächst recht beschwerliches Gehen am Rose River, dafür aber in der Feuchtigkeit des Flußtales prachtvoller, gigantischer Fichtenwald, unterwachsen von Johannisbeersträuchern, an denen wir ganz gute Beeren fanden. Wir fanden hier zu unserem Staunen frische Menschenfährten, hörten auch in der Ferne jemand jodeln, bekamen ihn aber nicht zu Gesicht. Immerhin eine Sensation!

Auf einem guten Pfad kamen wir ohne Schwierigkeiten auf den Höhenzug am See, wo wir Mittagspause machten. Der Abstieg war weniger bequem, erst in halber Höhe durch Sümpfe, und dann, als wir direkt unten am See marschierten, durch Fallholz. Besonders an einigen Stellen, wo die Biber in den Aspen am Hang ganze Kahlschläge gemacht und die Stämme dann hinunter an den See gerollt hatten, war schwer durchzukommen.

Trotzdem passierten wir gegen 5 Uhr den etwa 20 m breiten Fluß, der die beiden Teile des Quiet Lake verbindet, und schlugen dann sofort Lager. E. ging noch hinaus, um wenn möglich einen Elch für die Küche zu schießen, und ich begleitete ihn ein Stück. Ich blieb dann auf einer Höhe sitzen, von wo man einen weiten Blick über den

Fluß mit all seinen Windungen und Altwässern hatte. Ein Zug Kraniche zog rufend über mich hinweg, — nun ist der Herbst wirklich da!

Hochlager westlich Quiet Lake

Der Anfang des Aufstieges zu den ziemlich hohen Bergen westlich des Sees war nicht sehr vielversprechend: die Pferde waren über Nacht abgewandert, und George und William machten sich auf den Weg, sie zu suchen. Gegen 10 Uhr brachten sie sie endlich ein, wir packten in größter Eile und marschierten eine halbe Stunde später ab.

Wir hatten gehofft, einen alten Pfad längs eines Baches benutzen zu können, kamen aber dabei böse ins Gedränge. Der Pfad führte schließlich über einen schmalen Steg, den wir nicht passieren konnten, so daß wir ihn aufgeben mußten. Wir kämpften uns dann noch eine Weile in der immer enger und steiler werdenden Schlucht aufwärts, bis wir es schließlich aufgeben mußten, um uns seitwärts auf die Höhe durchzuschlagen. Durchschlagen war hier der einzig richtige Ausdruck, der ganze Weg in Serpentinaen mußte Schritt für Schritt ausgehackt werden, so daß wir wohl kaum mehr als eine englische Meile in der Stunde machten. Gegen Mittag hatten wir aber doch endlich die Höhe erreicht, machten Mittagspause und zogen dann sehr gemächlich weiter aufwärts durch lichtiges, in den prächtigsten Herbstfarben prangendes Weidengebüsch, bis wir endlich einen Paß erreichten, von dem wir das ganze Gebirge vor uns ausgebreitet sahen.

Wir hatten von dort aber noch einen langen Weg, bis wir um sechs Uhr am Ende eines Hochtales in den letzten Balsamsichten unter den Schroffen Lager machten. Das Wetter war den ganzen Tag herrlich gewesen, so daß der Marsch ein Vergnügen war.

Als wir abends ins Lager kamen, sahen wir auf der gegenüberliegenden Höhe zwei Caribous, es ging aber niemand mehr nach ihnen aus, trotzdem wir Fleischnot hatten.

Der nächste Tag war wieder ein wunderbar schöner Jagdtag, warm, sonnig und eine Landschaft, so großartig schön, wie man sie sich nur wünschen kann. Dazu hatten wir die Pferde mit, so daß

man vielfach reiten konnte, und sich beim Gehen nicht mit der Büchse zu belasten brauchte.

Wir verbrachten den Vormittag auf einer hohen Felskuppe, von der man nahezu senkrecht auf zwei etwa 500 m tiefer liegende kleine Seen hinabsah. Dahinter dehnten sich Wald und Gebirge ins Unendliche.

Mittags entdeckte George von oben ein Caribou, das wir für die Küche schießen wollten. Wir konnten bis auf etwa 500 m heranreiten, banden dann die Pferde an und gingen zu Fuß näher.

Trotzdem wir mehrmals Schneehühner hochmachten, die mit lautem Gegaßel abstrichen, nahm das Caribou, das in einem Weiden Dickicht aßte, nicht die geringste Notiz davon. Ich konnte auf ca. 150 Schritt einen sehr bequemen Schuß anbringen, und die Kugel saß auch, genau wie sie sollte, hinter dem Blatt. Im Schuß fuhr das Caribou mit den typischen krampfhaften Gluckten eines tödlich getroffenen Stückes ab, blieb aber schon nach ca. 30 Schritt schwerkrank stehen. Ich wartete noch etwa eine Minute darauf, daß es zusammenbrechen sollte, und streckte es dann mit einem zweiten Schuß nieder. Es war ein älterer Hirsch mit ziemlich mäßigem Geweih. Die erste Kugel hatte sich anscheinend innen verschlagen, denn sie war, trotzdem der Hirsch beim Schuß ganz breit stand, genau nach hinten geschlagen und hatte noch Pansen und Nieren gefaßt. Der Hirsch wäre wohl auch ohne den zweiten Schuß nach einer Minute verendet.

Wir kochten dann Tee und machten Nachmittags noch einen Ausflug nach weiter entfernten Höhen, von denen man die prachtvollste Aussicht hatte, sahen aber kein einziges Stück Wild mehr.

Gegen 5 Uhr ritten wir zum Caribou zurück und nahmen soviel Wildbret mit, wie wir auf unsere Pferde packen konnten. Gegen 7 Uhr waren wir wieder im Lager. Dort hatte inzwischen ein großer Grizzly seine Visite gemacht, d. h. er war auf Schußweite am Lager vorüber gewechselt. Peter hatte rasch die Reservebüchse ausgepackt und war ihm nach, konnte ihn aber nicht mehr einholen.

Zum Abend gab es Stachelschweinbraten. Das Stachelschwein war am Morgen in offenbar selbstmörderischer Absicht ins Lager spaziert gekommen und dort von George erschlagen worden. Ich

bekam als besonderen Leckerbissen die Nieren, die wirklich ausgezeichnet waren, nur leider viel zu klein, aber auch der Rest des Bratens war zart und wohlgeschmeckend, nur unglaublich fett.

Als ich am nächsten Morgen früh aus dem Zelt guckte, war draußen ein lustiges Schneetreiben, das auch den ganzen Vormittag über anhielt.

Wir erstürmten am Vormittag einen hohen, steilen Paß, der uns den Weg nach Westen öffnete. Von unten sah die Sache gar nicht so gefährlich aus, eine mäßig steile, steinige Schlucht, oben von einem Schneefeld abgeschlossen und dicht darüber schon der Paß. Ich rechnete, daß wir in etwa einer Stunde die ganze Sache hinter uns haben würden.

Im unteren Teil des Aufstiegs, wo das Geröll am größten war, wurden die dicksten Brocken aus dem Weg gerollt, und die Pferde kamen so ganz gut herauf. Erst dicht unter dem Schneefeld fing die Sache an, kritisch zu werden, der Hang wurde hier sehr viel steiler, als wir erwartet hatten, und das Geröll lag so lose, daß die Pferde nicht festen Fuß fassen konnten. Ich hatte bis jetzt immer geglaubt, daß in den Bergen dort, wo es sich nicht gerade um ausgesprochene Felsklettereien handelt, die Vierfüßler uns armen Zweibeinern gegenüber stets im Vorteil seien. Hier konnte ich aber sehen, daß an Stellen, wo ich noch ohne Mühe über das Geröll ging, die armen Pferde aus dem Rutschen und Gleiten überhaupt nicht herauskamen, so daß wir es schließlich nicht mehr riskierten, sie weiterzuführen.

Sie wurden also unter dem Schneefeld zurückgelassen, und Johnnie und George machten sich daran, einen Serpentinweg anzulegen, indem sie einen Pfad in das lose Geröll stampften und wühlten, wobei ihnen als einziges Handwerkszeug mein oft verspotteter Gehstock zur Verfügung stand, und alle 10 m an den Kehren durch Abrollen des Gerölls kleine Plätze frei machten, an denen die Pferde wenden konnten.

S. und ich folgten mit unseren Pferden als Versuchskaninchen, und um den Pfad noch etwas besser einzustampfen, dann, als wir das kritische Stück glücklich passiert hatten, wurde die ganze Gesell-

schaft mit Geschrei hinaufgetrieben und kam auch glücklich auf der Paßhöhe an, über drei Stunden, nachdem wir den vielleicht einen knappen Kilometer langen Anstieg begonnen hatten.

Von der Paßhöhe stiegen wir ohne Schwierigkeiten zu Tal und kochten an den ersten Bäumen unser Mittagessen, das infolge frischen Fleisches und großen Hungers ausgezeichnet schmeckte.

Die Schneehühner hielten heute leider sehr schlecht, so daß ich bis zum Paß nur ein einziges schoß, nachher im Wald vier Stück aus einer Kette.

Beim Abmarsch aus dem Lager sah das Wetter nach Schnee aus. Die höheren Berge hatten auch alle Neuschnee von der Nacht. Das Wetter klärte sich dann aber doch noch auf.

Wir mußten wieder einen Paß überklettern, der aber im Gegensatz zum Gestrigen so bequem war, daß wir ihn hätten ganz gut zu Pferd machen können. Auf der anderen Seite schlängelten wir uns am Hang langsam abwärts und machten schon um 2 Uhr am Ende eines Tales unter den Schroffen ein vielversprechendes Jagdlager, von dem aus wir den nächsten Tag jagen wollten.

Untermwegs kamen wir, wie auch schon gestern Nachmittag, über Flecken mit einem fabelhaften Reichtum an Moosbeeren, so daß man im Gehen immer nur eine Handvoll von dem niedrigen Moos abzustreifen und in den Mund zu stecken brauchte. Sie sind süß und sehr saftig und erfrischend, man muß sie aber nur ausaugen und dann die harten Bestandteile ausspucken.

Nach dem Mittagessen ging Johnnie auf den nächsten hohen Berg, um von dort die Gegend zu studieren, denn wir haben, seit wir Quiet Lake hinter uns haben, nur noch eine sehr vage Vorstellung davon, wo wir eigentlich sind.

Niemand von den Indianern ist je vorher hier gewesen, wir müssen aber auf dem schnellsten Wege entweder nach dem Goldgräberlager am Iron Creek oder nach unserem Cache am „Valley of the fighting bulls“ zurück, da unsere Lebensmittel nur noch für 2—3 Tage reichen.

Ich ging mit G. und William in das nächste Seitental, wo G.



Rast auf der Cariboujagd



Auf der Paßhöhe

Murmeltiere jagen wollte. Nach einer Stunde ließ ich die beiden allein weiterziehen, blieb noch eine Weile am Hang sitzen, um ein Paar jenseits des Tales zu beobachten, und bummelte dann zum Lager zurück.

Diese Solo-Spaziergänge sind immer meine heimlichen Freuden; ich bummle dann in einem Schnecken-tempo durchs Gelände, das jeden Führer in kürzester Zeit zum Wahnsinn treiben würde, und bleibe alle Augenblicke stehen oder setze mich nieder, um irgend etwas anzusehen, was mir gefällt oder mich interessiert. Ich komme mir dann so richtig wie ein Schuljunge in den Ferien vor, während die Pirschgänge mit dem Führer, der immer mit Ernst und Eifer irgendeinem fernen Ziel zustrebt, mehr der Schulzeit entsprechen. Heute dauerte der Rückweg besonders lange, denn ich mußte mir immer wieder das leuchtende Weiß des Neuschnees auf den Gipfeln und die bunte Herbstpracht der Birken und Weiden in den Tälern ansehen.

Beim Mittagessen kam die Rede darauf, was für Lasten ein Mensch längere Zeit hindurch tragen könne, und Johnnie, der bestimmt nicht auffchneidet, erzählte bei der Gelegenheit, er habe selbst einen Indianer zwei Elchkeulen von zusammen über 100 kg Gewicht 15 km weit auf dem Rücken zum Markt tragen sehen.

Aus der für den nächsten Tag geplanten Jagd wurde nichts, denn Johnnie zog es wegen Lebensmittelmangel doch mächtig nach Iron Creek, und so marschierten wir weiter in Richtung dorthin. Über Nacht war es recht kalt geworden. Der Boden blieb bis gegen Mittag gefroren, ebenso unser Fleisch. Früh war es ausgesprochen unbehaglich, trübe, eisiger Wind und Kälte. Alles arbeitete deshalb, um sich zu erwärmen, mit Feuereifer. So kamen wir schon gegen 8 Uhr fort. Wir hatten im Anfang wieder den obligaten Paß zu passieren, der aber durchaus bequem war. Oben auf der Höhe traf ich ein Paar Alpenschneehühner, das ich schoß, nachher beim Abstieg noch ein Paar, das mir auch zum Opfer fiel.

Wir gingen nun langsam wieder zu Tal, sahen oben an den Hängen mehrere Rudel Caribous, im ganzen etwa 20 Stück, es schien aber kein besserer Hirsch dabei zu sein. Nach der Mittagspause zogen wir

ein anderes Flußtal wieder aufwärts, das Gehen war wegen Geröll und Sumpf recht schlecht. Gegen 2 Uhr entdeckte Johnnie mit seinen phantastischen Augen auf wohl 3—4 km Entfernung einen braunen Bären, der hoch oben über dem Wald in einer felsigen Mulde herumstieg. Er bestand darauf, daß ich hinauf ginge, trotzdem ich genau wußte, daß er gerade einen braunen Bären besonders gern geschossen hätte, und ich war egoistisch genug, sein großmütiges Anerbieten anzunehmen, trotzdem es eigentlich sein Bär war, da sein Indianer ihn zuerst entdeckt hatte.

Ich ritt, während die anderen weiter marschierten, mit George zurück bis unter die Stelle, wo wir den Bären gesehen hatten, und wir begannen dann den sehr steilen und beschwerlichen Aufstieg. Mir war etwas bedenklich, daß ich kein Zielfernrohr hatte, denn ich fürchtete, daß man dort oben unter Umständen recht weit würde schießen müssen.

Nach etwa einhalbstündiger Eilkletterei erreichten wir die obere Waldgrenze, und nach längerem Suchen entdeckte George zu meiner großen Freude den Bären etwa 300 m über uns. Leider stand der Wind schlecht, so daß wir ihn nicht von unten angehen konnten, sondern noch eine Umgehung machen mußten, um seitlich oder gar von oben auf ihn zu kommen. Noch einmal eine schauderhaft steile Kletterei, dann war der feierliche Moment gekommen; von einem kleinen felsigen Sattel aus mußten wir den Bären, wenn er sich nicht zu weit entfernt hatte, in Schußweite vor uns haben.

Es ging uns aber leider wie schon so oft bei der Bärenjagd: der Bär war verschwunden. Ich muß sagen, ich war etwas deprimiert, daß die ganze Schinderei wieder umsonst gewesen war.

George wollte noch eine kleine Mulde über uns einsehen, in die der Bär möglicherweise eingewechselt war, und stieg mit meiner Büchse voraus. Auf einmal blieb er stehen, deutete nach vorn und reichte mir rasch die Büchse. Ein freudiger Schreck fuhr mir durch die Glieder: etwa sechs Schritt vor uns stand der Bär hinter einem Weidenbusch. Zeit war jetzt nicht mehr zu verlieren, zu stehen wagte ich auch nicht mehr, aber das Ziel war ja groß genug, und als ich abdrückte, wußte ich, daß der Bär mein war.

Er brach im Knall mit einem grunzenden Laut zusammen, wurde aber sofort wieder hoch und kam direkt auf mich zugestürzt. Ich weiß nicht mehr recht, was ich in diesem Augenblick dachte, jedenfalls war mir klar, daß, wenn er Lust auf meine Waden hatte, ich ihn daran nicht würde hindern können. Auf diese kurze Distanz kommt man eben auch bei allerschnellstem Repetieren mit dem zweiten Schuß nicht mehr zurecht.

Unmittelbar vor mir schwenkte der Bär, der mich offenbar erst in diesem Augenblick entdeckte, hangabwärts ab, brach aber schon nach wenigen Fluchten verendend zusammen, so daß es der zweiten Kugel, die ich ihm rasch noch auf den Stich gab, gar nicht mehr bedurft hätte. Es war eine dreijährige Bärin mit wunderbar schöner dunkelbrauner Decke, und meine Freude war natürlich immens, denn es war wirklich mal eine aufregende Jagd gewesen.

Während George sie aus der Decke schlug, beobachtete ich mit dem Glase die Marschkolonne. Offenbar war sie in sehr übles Gelände geraten, denn sie hielt erst längere Zeit, während Johnnie einen Ausweg zwischen den das Bachbett einengenden Felsen suchte, dann machte sie kehrt, kam am Ufer zurück und verschwand schließlich in einer seitlichen Schlucht. Wir stiegen dann zu den Pferden ab, hatten erst einen längeren Tanz mit Kluane, die sich die Bärendecke durchaus nicht aufpacken lassen wollte, und ritten dann auf der Fährte nach. Das Gelände wurde immer übler, meine Dicke fand natürlich wieder eine Stelle, wo sie bis über die Ohren im Sumpf versinken konnte, nachdem Kluane schon darüber hinweg gegangen war, und wir hatten die größte Mühe, sie wieder heraus zu fischen, kamen dafür aber sehr bald ans Lager, da die anderen auch nicht weiter gekommen hatten.

Es zeigte sich, daß das Notlager, das wir des schwierigen Geländes wegen am Abend gemacht hatten, noch so weit vom Jagdgebiet am Kopf des Tales lag, daß wir am nächsten Tag noch einen halben Marschtag daran wenden mußten, unser Lager an eine günstigere Stelle zu verlegen.

Nachdem wir erst einmal die Felsregion hinter uns hatten, war

das Gehen nicht weiter beschwerlich, und nach zwei Stunden machten wir auf einer mit Fichten bewachsenen kleinen Insel in dem Weiden Dickicht des Tales Lager. Kurz vorher hatten wir noch ein großes Stachelschwein aufgestöbert, und da S. es gern filmen wollte, blieb ich zurück und bewachte es, bis er im Lager seine Kamera ausgepackt hatte. Die Bewachung war nicht weiter schwierig. Es saß, seine gesträubte Kehrsseite mir zugewandt, in einem Weidenbusch. Sowie es seine Stachelmähne umlegte und sich zu bewegen anfang, stieß ich es von hinten mit dem Stock an, worauf es sich sofort wieder aufblies und wütend mit seinem stachelbewehrten Schwanz schlug. Wir hatten, als S. kam, direkt Mühe, es aus seinem Busch her auszutreiben und zum Laufen zu bringen. Schließlich rannte es aber ganz munter davon, S. machte seine Aufnahmen, und dann ließen wir es niederträchtigerweise im Busch entkommen, trotzdem es Johnnie eigentlich am Abend braten wollte.

Nachmittags stieg S. mit Johnnie nach dem Paß gegen Iron Creek hinauf; um zu sehen, wie weit es voraussichtlich bis zum Goldgräberlager sei, während ich mit George auf Cariboujagd ging.

Außer einem schwachen Hirsch gleich am Anfang sahen wir während der ersten drei Stunden überhaupt nichts. Es war aber trotzdem eine Freude, bei dem schönen Wetter in den Bergen herumzustrreifen. Wir waren hier in einer ziemlich trockenen Gegend, wo Weiden nur in den Tälern wuchsen, sonst fast ausschließlich Birken. Die Hänge waren so ein einziges leuchtendes Weinrot, das mit dem hellen Grau der Felsen und dem Dunkelgrün einzelner Fichtengruppen wunderbar zusammen stimmte.

Gegen halb fünf hatten wir einen Grat erreicht, von dem aus wir nach kurzer Rast den Heimweg antreten wollten. Gerade dort natürlich entdeckte George am Hange jenseits eines tiefen, breiten Tales auf etwa 3 km Luftlinie einen starken Hirsch mit zwei Tieren. Mir war der Gedanke, jetzt noch dort hinüber zu müssen, wo uns schon von unserem gegenwärtigem Standpunkt aus ein recht langer und mühevoller Heimweg zum Lager bevorstand, nicht besonders behaglich, und ich hoffte im stillen, der Hirsch würde wieder verschwinden, welchen Gefallen er mir auch wirklich tat.

Während George mit dem Glase nach ihm suchte, rief er plötzlich: „Ich sehe einen Bären!“

Ich ließ mir das Glas geben und sah tatsächlich am selben Hang wie die Caribous, leider nur doppelt so weit, über der Waldgrenze einen starken kohlschwarzen Bären, der dort offenbar Moosbeeren äste, denn er bewegte sich kaum vom Fleck. Die Ausichten waren trotz der großen Entfernung günstig, da nicht anzunehmen war, daß der Bär so spät am Abend noch einmal nach dem Walde zurückwechseln würde.

George sah mich zweifelnd an, da er meine Abneigung gegen lange und anstrengende Bergsteigereien kannte.

„Wollen Sie wirklich bis dort hinüber zum Bären laufen? Selbst bei schnellstem Gehen wird es eine gute Stunde dauern, bis wir drüben sind.“ Aber die schwarze Decke drüben ließ mir keine Ruhe. Wir machten uns augenblicklich auf den Weg, und zwar talwärts in unserem berühmten Marathonlauf. Daß ich dabei nicht ein einziges Mal auf die Nase fiel, ist mir jetzt noch ein Wunder.

Unten im Tal ging es endlich wieder etwas im Schritt, und ich fing eben an, langsam wieder zu Atem zu kommen, da entdeckte George unglücklicherweise über uns wieder den starken Hirsch. Jetzt war es um seine Ruhe geschehen.

„Geben Sie mir die Büchse her! Wenn wir bis zum Bären in einem Trab laufen, dann können wir vielleicht hinterher noch den Hirsch schießen!“ Nun begann eine Raserei bergauf, daß mir Hören und Sehen verging. Dadurch aber, daß wir von Zeit zu Zeit immer wieder den Bären über uns sahen, und jedes Mal deutlicher, wurde meine Passion so erhitzt, daß ich die wahnsinnige Anstrengung eigentlich gar nicht merkte. „Nur oben sein, ehe er seinen freien Platz verläßt“, das war mein einziger Gedanke. Endlich hatten wir die obere Waldgrenze erreicht, und damit die ärgste Schinderei hinter uns. Mit größter Vorsicht ging es nun am Hang entlang der Stelle zu, wo wir den Bären zuletzt gesehen hatten. Das Gelände war hier ziemlich kuppert, Felsen, einzelne Fichten, kleine Sättel, die sich am Hang entlang zogen, man mußte mächtig aufpassen, um den Bären nicht zu übersehen.

Wir kamen so schließlich an die Stelle, wo wir ihn zuletzt gesehen hatten, der Platz war aber leer.

Plötzlich flüsterte mir George zu: „Er ist über uns hinter den zwei Fichten, streichen Sie schnell an der kleinen Fichte vor Ihnen an, er wird gleich rechts von den Fichten erscheinen.“

Die Anstreichfichte war nur etwa anderthalb Meter hoch, ich kniete also rasch nieder und machte mich in Richtung auf die beiden Fichten, die etwa 100 Schritt entfernt waren, fertig. Es erschien aber kein Bär. „Kommen Sie etwas weiter nach rechts und schießen Sie schnell, er hat uns weg“, flüsterte George.

Ich rutschte auf den Knien etwa 1 m weiter nach rechts und sah nun das Haupt des Bären, der mit gespitzten Lauschern nach uns herabäugte.

Zeit war jetzt nicht mehr zu verlieren, ich strich also an meinem Gehstock an, hielt etwa zwei Handbreit unter den Fang des Bären ins Grüne und versuchte mein Heil, nicht sehr fest überzeugt vom Erfolg.

Zu meiner Freude brach der Bär im Feuer zusammen und flüchtete, sichtlich schwerkrank, seitwärts, wo er, noch ehe ich den zweiten Schuß abgeben konnte, hinter einer anderen Fichte verschwand, ohne auf der anderen Seite wieder zu erscheinen. Ich glaubte schon, er würde dort verenden; nach einer halben Minute kam er aber doch auf der anderen Seite wieder zum Vorschein, worauf ich ihm sofort eine weitere Kugel gab, die aber unglücklicherweise etwas kurz hinter dem Vorderlauf saß. Jetzt war er plötzlich wieder ganz munter und kam in leichten fördernden Fluchten den Hang herab dem Walde zu.

Nun kam einer von den Momenten, wo ich leider in der Regel vollkommen versage, d. h. aus dem Gefühl heraus: „Jetzt darfst du nicht vorbeischießen“, mich sozusagen überziele und dann zu kurz schieße.

Diesmal war aber Diana mit mir, im Knall sah ich den Bären durchs Fernrohr sich wie ein Hase überschlagen, und als ich absetzte, rollte er schon mit großer Vehemenz dem oberen Waldrand zu, wo er, ohne noch einen Lauf zu rühren, liegen blieb. Es war ein starker,

alter Bär mit kohlschwarzer Decke, und meine Freude war natürlich entsprechend.

Wir nahmen uns gar keine Zeit, ihn richtig zu betrachten, sondern legten ihn nur auf den Rücken und breiteten die Pranken aus, damit er am nächsten Morgen richtig zum Zerwirken läge, dann ging es auf die Caribous los.

Von dem Moment, wo wir den Bären zuerst gesehen, bis zu seiner Erlegung war genau eine Stunde vergangen, und es war 5,40, als wir auf die Caribous starteten. Der Bär hatte die erste Kugel auf den Stich bekommen, und es ist verwunderlich, daß er noch so weit ging.

Den Hirsch trafen wir leider nicht mehr an der Stelle, wo wir ihn zuletzt gesehen. Vermutlich war er auf die Schüsse hin in ein hoch ansehendes Seitental hinauf gewechselt.

George schlug vor, er wolle allein hinaufgehen und mir von oben ein Zeichen geben, wenn er den Hirsch sähe, ich hatte aber diesmal auch meinen Stolz und kletterte selbst hinauf, wenn mir auch die Viertelstunde steilen Steigens nach den Anstrengungen des Tages sauer genug wurde.

Alle Mühe war aber umsonst: der Hirsch war nirgends zu entdecken, die Jagd vorbei!

Ich warf mich ins Gras, um einen Augenblick auszuruhen. Die Sonne, die den ganzen Nachmittag hinter Wolken verborgen gewesen war, gönnte uns einen letzten Abschiedsblick, der gerade noch die höchsten Gipfel erreichte und dem Neuschnee auf ihnen einen wunderschönen rosa Schimmer gab.

Das Thal hinab sah man nach den Vorbergen hinunter, die unter den zarten Farben des Gegenabendrots alle Schattierungen von Blau zeigten. Es war ein unvergeßlich schönes Bild, und es dauerte eine ganze Weile, ehe ich mich davon losreißen konnte.

Aber George mahnte zum Aufbruch, die Dämmerung kam rasch, und wir waren weit vom Lager. Wir rechneten allerdings damit, durch Benutzung eines anderen Passes ein gut Stück Weges abschneiden zu können, das Licht würde aber trotzdem knapp werden.

Obwohl wir gut ausritten, zog sich der Weg zum Paß doch

ziemlich in die Länge, und es war schon recht dunkel, als wir ihn erreichten. Wir konnten gerade noch zu unserer Enttäuschung erkennen, daß unter uns nicht unser Lager, wie wir erwartet, sondern ein ganz fremdes Thal lag, wir also offenbar aus der Richtung gekommen waren. Der einzige Ausweg war jetzt ein anderer, hoher, schneegefüllter Paß, und es kam nur darauf an, daß wir dort nicht im Dunklen in unpassierbare Geröllfelder kamen.

Wir liefen, was wir konnten, um das letzte bißchen Tageslicht noch auszunutzen, und wir hatten Glück: der Paß war verhältnismäßig leicht zu machen. Oben war es allerdings schon so dunkel, daß wir nicht mehr viel sehen konnten, wir waren uns aber beide darüber einig, wo das Lager liegen mußte, und machten uns ohne Säumen an den Abstieg.

Auch diesmal hatten wir das Glück, von Geröll verschont zu bleiben. In völliger Dunkelheit schlitterten wir durch das Birken-
gestrüpp talwärts, kamen zwar unten noch einmal etwas in die Felsen, erreichten dann aber glücklich die Weiden im Thal.

Trotzdem wir keinen Moment im Zweifel wären, wo wir das Lager zu suchen hätten, war es mir doch eine liebliche Musik, als wir endlich die Pferdeglocken hörten.



Aufn.: Graf A. Seilern

Goldwäscherei am Iron Creek



Aufn.: Graf A. Seilern

Caribou mit Doppelschaukeln

5. Kapitel

Goldgräber, Elche und der letzte Bär Am Iron Creet

Die beiden nächsten Tage bedeuteten für uns eine angenehme Abwechslung: wir besuchten unsere Freunde im Goldgräberlager. Zweck unseres Besuches war einmal, die Post zu holen, die wir uns für den Fall passender Flugverbindung hierher bestellt hatten, weiter, zu versuchen, unsere arg zusammengeschnitzten Lebensmittelvorräte bis zum Erreichen unseres Caches im „Valley of the fighting bulls“ etwas zu ergänzen, und schließlich überhaupt. Alle drei Ziele wurden bestens erreicht.

Seit unserem letzten Besuch hatte sich allerhand geändert, vor allem der Damenflor im Lager hatte einen erfreulichen Zuwachs erfahren, der nach dem langen Buschleben ganz erfrischend auf uns wirkte. Haupttreffer war die hübsche, junge Schwester des leitenden Ingenieurs, die als Feldsekretärin der Minengesellschaft die Sommermonate mit großer Begeisterung hier draußen verbrachte. Ich bedauerte lebhaft, meine für festliche Anlässe mitgeführte Krawatte oben im Lager gelassen zu haben, und so auf das einzige Mittel zur Unterstreichung meiner sonst leider etwas spärlich gewordenen Reize verzichten zu müssen.

Während Miß G. mehr fürs Gemüt war, wurde unsere Leiblichkeit in geradezu vorbildlicher Weise von Mrs. M., der Lagerköchin, versorgt. Ich erinnere mich noch mit Rührung des kohlschwarzen Tees und der Berge von Schinkenbrotten, mit denen sie uns empfing, und die wir in einer für sie unsagbar kurzen Zeit vernichteten.

Mrs. M. war eines der größten Originale, das mit je begegnet. Angetan mit einer langen Khakihose, einer mächtigen Hornbrille und einem weißen Turban machte sie eher den Eindruck einer Besucherin der „Bunten Laterne“ als einer ernsthaften Köchin. Sie

verstand aber ihr Handwerk wirklich von Grund auf und kochte nicht nur ausgezeichnet, sondern war auch immer lustig und guter Dinge, so daß sich jeder unter ihrer Obhut wohlfühlte. Leicht war ihre Aufgabe sicherlich nicht, etwa 20 aus allen Ecken zusammengelaufene junge Burschen in Essen und Trinken zufriedenzustellen, trotzdem die Verpflegung nach unseren Lagerbegriffen geradezu pompös war. Schwierigkeiten entstanden eigentlich nur, wenn das Verpflegungsflugzeug ausblieb oder der Lagerjäger nicht rechtzeitig einen Elch erwischte, was natürlich von Monat zu Monat schwieriger wurde.

Mrs. M. hatte den größten Teil ihres Lebens in der Wildnis, hauptsächlich in Goldgräber- und Holzfällerlagern, verbracht und mußte davon lustig zu erzählen. Jetzt dachte sie daran, sich langsam zur Ruhe zu setzen; ihre Tochter hatte einen gutgehenden Schönheitssalon in Dawson, und sie meinte, daß auf die Dauer wohl doch Nägel polieren weniger mühevoll sei als das Hantieren mit den zentnerschweren Elchvierteln, das sie besonders hasste.

Besonderes Glück mit unserem Besuch hatten wir insofern, als wir gerade zum ersten Arbeitstage der in zweijähriger Arbeit und mit einem Kostenaufwand von ca. 40 000 Dollar erstellten Goldwaschanlage zurecht kamen.

Wir freuten uns hierüber besonders, da wir uns so durch Film- und Fotoaufnahmen der Gesellschaft, deren Gastfreundschaft wir nun schon zum zweitenmal in Anspruch nahmen, nützlich erweisen konnten.

Die Entstehung einer solchen Anlage ist in kurzen Worten geschildert folgende:

Bei den gesamten Goldvorkommen im Yukon-Gebiet handelt es sich um sogenannte sekundäre Vorkommen, d. h. um Gold, das bereits eine Wanderung in den Flußläufen hinter sich hat und in dem Schwemmboden der felsigen Flußbetten, dank seiner Schwere meist direkt auf der Felsunterlage aufliegend, abgelagert ist.

Diese Flußbetten werden zunächst von Prospektoren, die eigentlich den Prototyp des Goldgräbers darstellen, untersucht, indem sie allein in der Wildnis herumziehend Bodenproben in der Pfanne waschen. Hat ein Prospektor hierbei Zeichen von Goldvorkommen, sogenannte „Farben“, gefunden, so steckt er einen Uferteil von genau vorge-

schriebener Größe mit Pfählen ab, und kann dann beim Goldkommissar, dem noch heute verwaltungsmäßig das ganze Zonen-Gebiet untersteht, seine Eintragung als Eigentümer dieser Parzelle beantragen.

Während früher hierauf der Prospektor meist mit einigen Partnern den Abbau sozusagen handwerksmäßig betrieb, verkauft er heute in der Regel seinen Claim an irgendeine Gesellschaft, die dann meist noch die benachbarten Claims, soweit sie nicht schon in Besitz genommen sind, für sich absteckt und dann mit dem Bau einer hydraulischen Anlage beginnt, nachdem sie vorher noch durch einige in den Ufer sand getriebene Stollen sich davon überzeugt hat, daß die Goldvorkommen auch wirklich den Erwartungen entsprechen.

Die hydraulische Anlage bedeutet dann lediglich die Schaffung genügenden Wasserdrucks, um die ganzen Ufer damit herunter und durch die sogenannten sluice boxes, in denen sich das Gold ablagert, in das Flußbett zu spülen, wo das Wasser das entgoldete Erdreich mit fortnimmt.

Hier am Iron Creek hatte man etwa 3 km oberhalb des Lagers den Fluß gestaut und von diesem Stau in einer hölzernen Rinne, wie man solche noch an alten Wassermühlen sieht, das Wasser mit schwachem Gefälle am Hang entlang bis zu einer Stelle etwa 100 m über den sluice boxes geleitet. Hier wird es dann von einer Stahlrohrleitung von ca. 50 cm Durchmesser aufgenommen, die es mit ganz starkem Gefälle in die Spritzen führt. Diese sind etwa 3 m lange, nach Art eines Geschüßrohres montierte schwere Mundstücke, deren ca. 30 cm starker und wohl fast 100 m weit reichender Strahl von einem Mann beliebig gerichtet werden kann. Mit ihm werden dann die hier 8—12 m hohen Ufer einfach wie mit einem Bohrer angebohrt, bis sie zusammenstürzen und das Erdreich durch die abströmenden Wassermassen durch die sluice boxes gewaschen wird.

Die Anlage soll hier ca. 1500 cbm Erdreich täglich bewältigen, und man hofft auf einen Wochenverdienst in Gold von ca. 3—4000 Dollars.

Leider konnten wir der ersten Ernte nicht mehr beimohnen, denn die sluice boxes werden erst nach 5—6 Arbeitstagen ihres kostbaren

Inhalts beraubt, der sich inzwischen in tiefen, ca. 1 cm breiten Rinnen, die gitterförmig im Boden angebracht und z. T. mit Quecksilber gefüllt sind, angesammelt hat. Immerhin wurde schon am ersten Abend wenigstens eine kleine Menge Quecksilbers geborgen, um den Goldgehalt festzustellen. Trotz aller chemischen Kunststücke mit verschiedenen Säuren war aber das Resultat, aus den Gesichtern der Beteiligten zu schließen, nicht überwältigend.

Da wir uns für Übernachten gar nicht eingerichtet hatten und weder Zelte noch Schlaffsäcke mitführten, bot uns der Präsident der Gesellschaft, der seit etwa einer Woche hier auf den großen Moment des Arbeitsbeginns gewartet hatte, Nachtquartier in seinem Blockhaus an. Für gewöhnlich teilte es sein Sohn mit ihm, der nach Beendigung seines Studiums von seinem Vater auf „Arbeitsdienst“ geschickt worden war und hier die ganze Saison über in der Reihe mitarbeitete. So hatten wir wenigstens eine Pritsche und dazu unsere beiden Satteldecken und Mäntel.

Natürlich entstand wieder ein edelmütiger Streit zwischen G. und mir, wer von uns am Boden schlafen sollte. Leider unterlag ich darin wie gewöhnlich und machte es mir auf der Pritsche bequem. Ich wollte dann eigentlich wenigstens während der Nacht mit ihm tauschen, er schnarchte aber, als ich einmal aufwachte, so herzerfrischend, daß ich es nicht übers Herz brachte, ihn zu wecken.

Neben der Erbeutung von Lebensmitteln, die uns auch gelang, hatte ich persönlich besonders darauf gehofft, etwas Rauchbares zu ergattern. Schon seit zehn Tagen konnte ich mir nur noch eine Zigarre täglich erlauben, von der ich je ein Drittel nach dem Frühstück, Mittag- und Abendessen rauchte. Zu meinem Schrecken war aber auch hier im Lager völlige Ebbe in Rauchwaren, so daß ich niemanden zumuten konnte, etwas von seinen letzten Vorräten abzugeben.

Ich war deshalb gerührt und beschämt zugleich, als mir mein Landsmann Bill Horn, der von der christlichen Seefahrt zur Goldgräberei übergegangen war und schon seit einer Reihe von Jahren hier in den Lagern arbeitete, beim Abschied ganz heimlich 100 Zigaretten, die hier augenblicklich wirklich ein Vermögen darstellten, zusteckte.

Natürlich gab es im Lager die ganze Zeit über nur ein einziges Gesprächsthema: Gold, Gold und wieder Gold. Das Gold steckt ihnen allen in den Köpfen, dem Cheechofo oder Grünhorn ebenso wie denen, die es nicht mehr losläßt, denen es schon längst vom Mittel zum Zweck zur reinen Leidenschaft geworden, wahre Jägernaturen, die die Erregungen der Jagd höher schätzen als die Beute. Solchen Leuten begegnet man hier im Lande immer wieder, und immer wieder haben sie mich fasziniert durch diesen merkwürdigen Ausdruck der Besessenheit in ihren Augen, wenn sie von Gold sprachen. Wenn man die Geschichte des Yukongebiets schreiben will, so muß man die Geschichte seines Goldes schreiben.

Ich habe mich schon in einer ganzen Reihe goldfördernder Länder herumgetrieben, nirgends sah ich aber alles so völlig von dem Begriff Gold beherrscht und durchdrungen wie hier. Ich glaube, es gibt wohl keinen einzigen erwachsenen Menschen hier oben, der nicht schon sein Heil in der einen oder anderen Form damit versucht hat und im stillen auf eine Chance hofft, noch einmal einen großen Treffer damit zu landen.

Schon bei der Landung in Stagway springt es einem förmlich entgegen, zunächst allerdings in einer mehr neckischen als imposanten Form: in dem Autobus, der den Reisenden am Hafen erwartet, liegt unter Glas ein kindskopfgroßer, mit Goldbronze angepinselter Schlackeklumpen unter der Überschrift: „Pures Yukongold“. Die Touristen rasen natürlich vor Vergnügen. Die nächste Begegnung ist schon wesentlich ernsterer Art: die Bronzebüste eines schönen jungen Mädchens in einem Park. Die Inschrift meldet kurz, daß sie in der Zeit des Goldrausches ein Pflegezelt unterhielt, die Freundin und Helferin aller Bedürftigen und der Schüßling der Rauhesten unter den Goldgräbern, bis sie nach einem Jahr ermordet wurde.

Eine weitere Sehenswürdigkeit ist das Grab von „Soapy Smith“, einem der ärgsten Galgenvögel, den die ganze Goldrauschzeit hervorgebracht, jahrelang der Schrecken der Bars von Stagway, der viele Morde auf dem Gewissen hatte, aus allen Zusammenstößen aber dank seiner übertragenden Schießfertigkeit als Sieger hervorging. Da die

Behörden gegen ihn machtlos waren, lauerte ihm schließlich der Polizeichef am Hafen auf und schoß ihn nieder, er erhielt dabei aber leider selbst auch noch eine tödliche Kugel von Soapy. Es ist bezeichnend für die menschliche Natur, daß Soappys Grab fast eine Art Wallfahrtsort für die heraufkommenden Touristen ist, während sich um das Grab des Beamten, der das Land von dieser Pest befreite, kein Mensch kümmert!

Die Bahn hinauf nach Carcross folgt dann von einer Station zur anderen dem furchtbaren Leidensweg der Untauglichen und Schwachen unter den Goldsuchern, die hier bei dem langen und steilen Aufstieg zum White-Paß zugrunde gingen oder zur Umkehr gezwungen wurden.

Auf das Gerücht von den phantastischen Goldfunden am Klondike und Bonanza im Jahre 1898 spieen die in Skagway einlaufenden Schiffe durch viele Monate immer wieder Scharen von Goldhungrigen aus, die z. T. ohne alle persönliche Erfahrung, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, ja oft ohne jede Ausrüstung mit ihren letzten Spargroschen hier hinauf kamen, um mit einem Schlage zu Glück und Reichthum zu gelangen oder sonst lieber unterzugehen als in ihr ärmliches und sonnenloses bürgerliches Dasein zurückzukehren. Hier auf dem Weg hinauf zum White-Paß bereits schied sich die Spreu vom Weizen. Wer ihn glücklich überwand, der konnte schon mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, das gelobte Land zu erreichen und an dem Goldsegen teilzunehmen. Was er allerdings von den dort erworbenen Reichthümern später in die Heimat zurück brachte, das war eine andere Frage! Die wenigen Transportmittel, die Skagway zu bieten hatte, waren im Handumdrehen erschöpft. Ein Packpferd war nur noch ein sagenhafter Begriff, ein Hund beliebiger Rasse wurde fast mit Gold aufgewogen, um ihn als Packhund zu verwenden, findige Köpfe kauften sogar die letzten Schweine auf, um sie mit Lasten bepackt soweit als möglich gegen den Paß hinaufzutreiben und sie dann als Proviant zu verwenden.

Das Gros der Ankömmlinge war aber für den langen, steilen Aufstieg allein auf die Stärke seiner Schultern und Schenkel angewiesen, und auf seine Widerstandskraft gegen Schnee und Kälte des eben

einsetzenden Winters. Keuchend stiegen sie mit ihren schweren Lasten in Schnee und Eis den steilen Fußpfad hinauf, um nach ein paar hundert Metern die Last niederzuwerfen und wieder hinabzusteigen, um das nächste Stück der Ausrüstung nachzuholen. Hatte einer so in 12—15 stündiger Tagesarbeit seine ganze Ausrüstung 2—3 km weiter gebracht, so konnte er stolz auf seine Leistung sein und in einigen Wochen den Paß bezwungen haben. Mit letzter Kraft wurde abends das Zelt aufgestellt zu kurzem Ausruhen für die Arbeit des nächsten Tages.

Hier bei diesem Aufstieg zeigte sich übrigens bereits der erste Nutzen des großen Rennens in Gestalt einer Indianerin, die sich für einen ihrer Monopolstellung angemessenen Preis als Lastträgerin anwerben ließ. Durch lebenslange Gewohnheit gestählt, schleppte sie scheinbar mühelos die schwersten Lasten in einem Tempo bergauf, daß sie bald auch den zähesten Weißen hinter sich ließ, und im Lauf weniger Monate hatte sie so ein für indianische Verhältnisse unvorstellbares Vermögen erworben, womit sie klugerweise über Nacht von der *Via dolorosa* verschwand.

Wenn man mit der Bahn gegen den Paß hinauffährt, sieht man in halber Höhe in einem Talkessel unter dem letzten und steilsten Stück des Weges die Ruinen eines größeren Ortes. Hier blühte damals das erste Geschäft der Lasgeier.

Sehr schnell hatten findige Köpfe erfasst, daß man durch Ausnutzung der vielen Zwangslagen des Goldsucherheeres sehr viel schneller und müheloser verdienen könne, als wenn man sich selbst diesem Rennen nach einem noch ziemlich vagen Ziele anschlösse, und hier hatten sie ihre erste „Auffangorganisation“ etabliert.

Wer sich von Skagway aus unter unendlichen Mühen und mit letzter Kraft bis hierher heraufgequält hatte, der zahlte jeden Preis für eine trockene Unterkunft und eine warme Mahlzeit und gab willig den letzten Rest seines Geldes für ein Paktier, das ihm wenigstens für ein paar Kilometer die Dual des Lastschleppens abnahm.

Mancher war auch hier bereits so völlig am Ende seiner Kräfte, daß er einfach sitzenblieb, bis das Geld aufgezehrt war, und es noch als eine Gnade ansah, wenn man ihm schließlich seine ganze wert-

volle Ausrüstung für ein Ei und Butterbrot abkaufte, ihm so wenigstens eine Möglichkeit der Heimreise in die Zivilisation eröffnend. Die glücklichen Erwerber wurden dann die einzelnen Ausrüstungsstücke an die Durchziehenden um ein Vielfaches des angelegten Preises los.

Kurz ehe man mit dem Zug die Paßhöhe erreicht, kann man in einer steilen Felschlucht noch deutlich den alten Pfad erkennen, den damals die endlose Kette heraufzog, aus einem Bachbett schimmern sogar noch die Gebeine der unglücklichen Tragtiere herauf, die hier den Strapazen erlagen. Boshafte Zungen behaupten allerdings, diese Knochen würden alljährlich erneuert, um der Sensationslust der Reisenden zu genügen.

Diejenigen, die den Paß bezwungen hatten, kamen dann in der Regel auf dem Wasserweg auch glücklich nach Dawson durch, wenn sie nicht noch zuguterletzt in den Stromschnellen ihre Ausrüstung oder gar ihr Leben verloren.

Was hier ankam, war dann schon eine Art Auslese: Männer, gehärtet durch monatelange schwerste Arbeit und geübt in allen Dingen des täglichen Lebens in der Wildnis. Ohne Säumen wanderten sie wieder hinaus an die Flüsse, suchten sich ihre Claims aus, ließen sie eintragen und machten sich in kleinen Gruppen an die Arbeit.

Zunächst wird ein Schacht bis hinunter auf den Fels getrieben und dann in Stollen die goldhaltige Erde abgebaut und mit Handwinden in Kübeln oder Körben gefördert, Monate schwerster und geisttötendster Schuferei. Dann werden in langwieriger Arbeit mit Art und Handsäge die sluice boxes erstellt, der Bach hindurchgeleitet, und dann kommt der langersehnte Moment des Waschens! Die Golderde wird in das schäumende, strudelnde Wasser geschaufelt, und nach einigen Tagen gibt der mit Aufregung erwartete erste „clean up“ Rechenschaft, ob die Arbeit vieler Monate wirklich gelohnt hat.

Dawson ist inzwischen nicht müßig gewesen: von einer kleinen Siedlung von Pelzjägern und Indianern ist es zu einer Stadt von 10 000 Einwohnern herangewachsen, in wenigen Jahren wird es 50 000 zählen!

Hier zieht jetzt ebenso unaufhaltsam wie zuerst das Heer der Goldgräber das Heer der „indirekten Goldsucher“ ein. In ihren Händen resp. auf ihren Bankkonten sollen über 80% des geförderten Goldes geendet sein, während noch nicht 20% in den Händen derer, die es gruben, in die Heimat zurückkamen.

Verdienstmöglichkeiten ergeben sich mitunter ganz unerwartet. Ein Goldgräber hat Pech mit seinem Claim gehabt und gibt auf. Aus irgendeiner merkwürdigen Ideenverbindung heraus hat er ein Bügeleisen mit herausgebracht, das einzige in Dawson! Also macht er eine „Wasch- und Bügelanstalt“ auf.

Die ersten Mädchen halten ihren Einzug in der Stadt. Den Männern, die von den Goldfeldern hereinkommen, paßt es auf einmal nicht mehr, in ihren blauen Overalls an der Bar zu sitzen. Hemd und Kragen hat man ja schließlich noch in den Tiefen seines untergestellten Koffers. Also hin zur „Wasch- und Bügelanstalt!“ Hauptsache, daß der Kram bis zum Abend fertig ist.

Da stehen aber schon sechs andere Burschen, die dieselbe grandiose Idee gehabt haben, und lassen die Goldkörner in den Backpulver-Tins klingen. Was soll einem schließlich das ganze Gold, wenn man am Abend bei Nelly, Molly oder Bessy einfach abgehängt wird, nur weil man keinen reinen Kragen umhat?

Inzwischen wird die Bahn über den White-Paß gebaut. Schon während der Bauzeit befördert sie Güter bis zum jeweiligen Endpunkt. Gerade um eine Kleinigkeit billiger, als der langwierige und unsichere Transport mit Packpferden. Bei der offiziellen Eröffnung der Strecke ist die ganze Anlage bereits restlos bezahlt.

Jetzt erst kommt die richtige Goldrauschzeit für Dawson. Die Bahn schleppt alle „Kulturgüter“ heran, die zu einem fröhlichen Dasein nötig sind. Die Stadt weist etwa 500 Bars, Tanzhallen, Kabarettts und Spielkasinos auf. Der Goldgräber hat das Gefühl, nun endlich auch einmal etwas, das der Mühe wert ist, für sein Gold zu bekommen. Denn schließlich schindet man sich ja nicht monatelang wie ein Wurm, um nachher nur einen Bruchteil seiner Schätze vertrinken zu können, selbst wenn man sich wochenlang immer wieder bis an die Augenbrauen vollaufen läßt. Man kann nichts anfangen

mit seinem Reichtum, kann nichts dafür haben, was man sich früher hätte versagen müssen, man kann ihn nicht richtig fühlen, mit einem Wort.

Jetzt ist das plötzlich alles anders, die große Welt und das lachende Leben, die man früher nur aus Filmen und Romanen kannte, sind Wirklichkeit geworden.

Man richtet sich einen regelmäßigen Turnus ein, arbeitet Wochen oder Monate in der Wildnis, bis die Taschen richtig gefüllt, und läßt sich dann in der Stadt nieder, bis sie wieder leer sind. Allzulange dauert es meist nicht bis zu diesem betrüblichen Augenblick, die Mädchen sind anspruchsvoll, der Champagner teuer, aber man hat wenigstens das Gefühl, das Leben richtig zu genießen.

Was für ein Vergnügen z. B., nach dem Auftreten der Favoritin im Kabarett, wenn die anderen sie während ihrer Verbeugungen mit Goldkörnern beschießen, in die Tasche zu greifen und gleich einen anständigen, dicken Schrotschuß davon auf die Bühne prasseln zu lassen, daß sie flink wie eine Eidechse herumhuscht, um den ganzen Regen einzusammeln!

Hat man an diesen harmlosen Vergnügungen etwas den Spaß verloren, so kann man auch zu den schärferen Reizen übergehen: die Einsätze sind nicht limitiert in den Spielklubs, in einem einzigen Coup kann man entscheiden, ob man noch ein paar Wochen als Krösus leben kann, oder am nächsten Tage wieder hinauswandern muß in die Fron.

So geht es weiter in fröhlichem Rhythmus, bis die ertragreichen Claims abgebaut sind. Man versucht, weiter draußen neue Goldfelder zu erschließen, aber ohne Erfolg. Die Männer kommen seltener in die Stadt, bleiben kürzer und sind auch nicht mehr so bereitwillig, ihre Favoritinnen mit Schmutz zu behängen.

Diejenigen, die die Energie hatten, einen Teil ihrer Ausbeute in die Bank zu tragen, kehren wieder in die zivilisierte Welt zurück, die anderen versuchen mit zusammengebissenen Zähnen, nur noch einmal die Taschen vollzubekommen, um den Absprung nach Süden zu finden, aber meist vergebens! Im handwerklichen Abbau ist nichts mehr zu gewinnen, das Unternehmertum mit kostspieligen hydro-

lischen Anlagen und Baggermaschinen tritt auf den Plan, der Goldgräber wird zum bezahlten Arbeiter: aus der Traum!

Dawson löst sich auf und verödet; dieser Auflösung haftet aber keine besondere Tragik an, man läßt sein Bankguthaben nach New York oder San Francisco überschreiben und reißt frohgemut südwärts, einer gesicherten und angenehmeren Zukunft entgegen.

Heute ist Dawson ein bescheidener Flecken von ca. 500 Einwohnern, eine einzige charakteristische Kleinigkeit erinnert noch an die noblen Allüren der Goldgräberzeit: es gibt keine kleinere Münze als den Vierteldollar dort!

Wenden wir uns nach diesem Rückblick auf die wie von einem Rausch erfaßte Goldgräberzeit wieder der Göttin Diana zu!

Um alle Chancen auch des zeitigen Vormittags, ehe sich das Wild niedertut, auszunützen, gingen wir nach einer sehr kalten Nacht schon sehr früh am Morgen vom Lager ab. Wir überstiegen einen ziemlich hohen Berg und kamen so nach einem Quertal des Iron Creek. Als wir eben am Abstieg waren, hörte ich am anderen Hang mehrmals einen grunzenden Ton und sah gleich darauf einen Elchschaufler durch die Weiden ziehen. Die Brunft hatte also ihren Anfang genommen. Bald darauf sah George auch unter uns im Fichtenbestand einen anderen Schaufler mit Tier und Kalb. Da keiner von den Schauflern eine erstrebenswerte Trophäe trug, pirschten wir den einzelnen, der sich inzwischen im Weidendickicht niedergetan hatte, an, um ihn zu fotografieren. Wir kamen bis auf etwa 20 Schritt heran und sahen nun die riesigen gelben Schaufeln über den Büschen. George, der sich die Büchse hatte geben lassen für den Fall, daß der Schaufler allzu neugierig werden sollte, brachte ihn nun durch längeres Räuspern und mehrmalige laute Zurufe zum Aufstehen, und ich konnte zwei Bilder von ihm machen, ehe er abging. Leider war das Licht, wie immer in solchen Momenten, recht schlecht.

Wir wanderten dann bis gegen Mittag einen Kamm entlang, sahen aber nur vier Cariboutiere ohne Hirsch dabei und einen schwachen Elchschaufler. Gegen 1 Uhr machten wir 40 Minuten Pause, kochten Tee und aßen; dann ging es weiter, um neue, ferne Täler nach

Caribou und Bär abzusuchen. Nach einer langen, widerlichen Kletterei über grobes Geröll — Steine von Kubikmeter- bis Hausgröße, die teilweise schon kippten, wenn man sie nur scharf ansah — erreichten wir schließlich einen Platz, von dem wir ein anderes langes Tal einsehen konnten, und George entdeckte dort auf etwa 4 km Entfernung einen Caribouhirsch, der uns gut erschien.

Trotzdem es schon Spätmittag war, und uns die Pirsch noch weiter von dem ohnehin schon weit entfernten Lager wegführte, machten wir uns ohne Säumen auf den Weg. Nach einem verhältnismäßig leichtem Aufstieg erreichten wir den Kamm über dem Hirsch und pirschten nun dort entlang auf ihn zu.

Nach der anderen Seite fiel von hier der Hang in fast senkrechten Abstürzen zu einem sehr tiefen Tal ab. Die ganze Szenerie erinnerte eher an eine Bergschaf- als an eine Cariboujagd. Nach einer Weile sahen wir oben auf dem Kamm jenseits der Stelle, wo wir den ersten Hirsch beobachtet hatten, noch zwei weitere Hirsche, von denen einer recht gut aussah.

Wir hofften nun, daß es uns gelingen würde, erst den einzelnen Hirsch zu schießen und dann noch auf den stärkeren von den beiden zu Schuß zu kommen. Von einem felsigen Grat aus sahen wir auch bald den Einzelgänger auf etwa 300 m vor uns niedergehen. Ich wollte ihn eigentlich gleich hochmachen und schießen, George meinte aber, wir könnten ruhig noch 100 m herankriechen. Ich legte also alle mich beschwerenden Sachen, darunter auch die Kamera, ab, und wir machten uns auf den Weg.

Ohne besondere Mühe kamen wir nun hinter den Felsen bis auf 200 m heran, und alles klappte so gut wie nur möglich. Der Hirsch war inzwischen hochgeworden, stand breit, und ich hatte eine bequeme Auflage, so daß ich einen guten Schuß hinter das Blatt anbringen konnte. Der Hirsch machte im Schuß einen Luftsprung, stand dann einen Augenblick wie betäubt, zog 20 Schritt weiter, verhoffte einige Sekunden und brach dann verendet zusammen. Ohne uns weiter um ihn zu kümmern, liefen wir sofort, so schnell wir konnten, den Kamm entlang, um auf die anderen Hirsche zu Schuß zu kommen. Über eine Felskuppe spähend, hatten wir sie auch bald in einer grasigen

Mulde auf etwa 100 m unter uns. Ich suchte mir den Stärkeren aus und wollte gerade darauf schießen, da flüsterte mir George zu, ich sollte doch noch bis zum nächsten Felsen vorkriechen, dort hätte ich besseres Schussfeld. Ich tat das und entdeckte dabei, daß unterhalb der beiden Hirsche noch ein dritter saß, der an Wildbret stärker als die beiden anderen war. Trotz der kurzen Entfernung konnte ich aber der stark blendenden Sonne wegen das Geweih nicht ansprechen. Als mir aber George das Glas zureichte, sah ich einen solchen Wald von Enden, daß ich keinen Moment länger säumte, dem sitzenden Hirsch eine Kugel auf den Hals zu geben, auf die er nur auf die Seite rollte und regungslos liegenblieb. Wir beobachteten noch einen Augenblick die beiden anderen Hirsche und standen dann auf, um hinunter zu gehen, da wurde auf einmal der Hirsch wieder hoch. Meine nächste Kugel hinter das Blatt machte auf ihn gar keinen Eindruck, erst die folgende streckte ihn am Fleck. Wie sich nachher ergab, hatte die Kugel auf den Hals die Wirbelsäule nur gestreift.

Als wir an den Gestreckten herangingen, zogen die beiden anderen Hirsche unschlüssig um uns herum, oft bis auf 20 Schritt herankommend. Ich hätte mir die Haare ausreißen können über meine Dummheit, die Kamera zurückgelassen zu haben. Hier hätte ich einzig schöne Aufnahmen bekommen können. Der arme George mußte nun zurückgehen, um meine Kamera zu holen, und wir machten ein paar Aufnahmen vom gestreckten Hirsch. Nachher nahmen wir ihm noch das Cape (Kopf- und Halsdecke) ab, ein Stück Rückendecke als Matratze für mich und etwas Wildbret für das Lager. Das Geweih war erfreulich gut, keine breit geschaukelten Augsprossen, aber oben in den gegabelten Kronen ein Wald von Enden, gerade so wie ich es mir gewünscht hatte. Der andere Hirsch hatte dagegen unten besonders breite doppelte Schaufeln, dafür weniger in den Kronen. Er trug 45 Enden. Nach Johnnies Urteil sollte er in der Bewertung der weit bessere von den beiden sein.

Wir machten uns nun in größter Eile auf den Heimweg, um wenigstens noch das schlimmste Stück hinter uns zu bringen, ehe es völlig dunkel wurde. Gegen $\frac{1}{27}$ Uhr verließen wir das „Schlachtfeld“, nachdem wir mit Ausnahme der kurzen Mittagspause seit

1/28 Uhr früh so gut wie ununterbrochen auf den Beinen gewesen waren.

Bis gegen 8 Uhr hielt ich mich noch so ziemlich, dann fing bei zunehmender Dunkelheit die Müdigkeit an, mich zu überfallen. Man sah nicht mehr recht, wohin man trat, die Fußgelenke gaben langsam nach, es war nicht sehr angenehm. Das einzig Gute war, daß die Gedanken in einer Art Traumzustand in weite Fernen schweiften und sich dort so intensiv beschäftigten, daß man die gegenwärtigen Mühen gar nicht spürte und der Körper sozusagen mechanisch weiter marschierte.

Bis jetzt hatten wir Glück gehabt und waren von Geröllfeldern, die sich bei Dunkelheit am schwersten passieren lassen, verschont geblieben. Aber würden wir so glücklich bis zum Lager durchkommen? Gegen 9 Uhr, als es schon vollkommen dunkel war, und nur die Nordlichter noch einen schwachen Schein gaben, mußten wir einen hohen steilen Hang hinauf, um den Paß gegen das Lager zu erreichen. Wir waren früh diesen Hang, auf den Grasstreifen zwischen dem Geröll gehend, ziemlich bequem heruntergekommen, aber wie sollten wir jetzt in der Dunkelheit diese wenigen grasigen Stellen finden? Wir kletterten also, da nichts anderen übrig blieb, schweren Herzens in dem Geröll aufwärts, hoffend, früher oder später einmal an eine bessere Passage zu kommen. Das einzige, was ich von George erkennen konnte, waren seine weißen Strümpfe, wenn er vor mir herstieg; dazu sagte er mir immer, wie und wo ich am besten Fuß fassen könne. Ich war nach einer Weile völlig erschöpft, Herz wie Beine, und setzte mich einfach nieder, um auszuruhen. Dunkel war es ja nun sowieso, da kam es auf ein paar Minuten auch nicht mehr an!

Kaum saß ich, da überkam mich eine solche lähmende Müdigkeit, daß ich beschloß, die Nacht über einfach hier oben sitzenzubleiben, denn auch ins Tal hinabzusteigen, um dort wenigstens ein Feuer für die Nacht zu machen und Tee zu kochen, fühlte ich mich nicht mehr fähig. Zu meiner Auffrischung versuchte ich eine Zigarette zu rauchen, sie hatte aber den entgegengesetzten Effekt: ich wurde seekrank.

Nach einer Weile kam George, der vorausgestiegen war, zurück. „Kommen Sie, nur noch ein kleines Stück Geröll, dann haben wir

Gras bis zum Gipfel!“ Ich raffte mich noch einmal auf, und George hatte nicht geschwindelt: wir kamen bald auf besseren Grund und erreichten schließlich den Gipfel. Die Freude, nun alle Schwierigkeiten hinter uns zu haben, und nur noch nach dem Lager hinunterlaufen zu brauchen, belebte mich so, daß ich wieder ganz frisch wurde und den einstündigen Abstieg, z. T. durch sehr unangehme Dickichte, ohne Schwierigkeiten machte. Um 11 Uhr waren wir glücklich unten, ich war aber so übermüdet, daß ich gar nicht mehr essen mochte, nur etwas Reis und eine Tasse Tee, und dann in den Schlafsack!

Nach diesem anstrengenden Jagdtage brachen wir erst gegen 11 Uhr auf und machten nur einen etwa dreistündigen Marsch, um in die Nähe der gestern geschossenen Caribous zu kommen und uns etwas näher an unser altes Lager am „Valley of the fighting bulls“ heranzuschieben, damit wir es sicher in einem Tage erreichen könnten. Am Nachmittag ging S. noch mit Johnnie auf Jagd, während ich mir den Luxus eines mehrstündigen Nachmittagschlafes gönnte, den ich nach den gestrigen Anstrengungen wohl brauchen konnte.

Untermwegs schoß ich vier Schneehühner aus einem großen Schwarm. Die Weidenschneehühner hatten sich seit etwa acht Tagen in großen Schwärmen von mitunter mehreren Hundert Stück zusammen getan. Man sah sie viel herumziehen wie Schwärme weißer Lauben. Ein paarmal kamen sie mir über den Kopf weg. Ich war jedesmal beeindruckt durch ihre rasende Geschwindigkeit und vermißte eine Schrotflinte. Im Gegensatz zu den Moorschneehühnern sah man die Alpenschneehühner immer nur in Paaren.

George und William gingen am nächsten Morgen mit Pferden aus, um die beiden Caribous zu bergen, S. jagte mit Johnnie, und ich ging infolgedessen allein mit dem Drilling in die Berge, um nach Bären Ausschau zu halten und gleichzeitig selbst einmal Bär zu spielen, d. h. ganz plan- und ziellos herumzuwandern, wohin es mir gerade einfiel. Das ist sicherlich einer der Hauptreize der Grizzlyjagd, daß man so absolut nicht weiß, was der große Herr im nächsten Moment machen wird. Ihm auf weite Sicht den Wechsel abzuschneiden zu wollen wie anderem wandernden Wild, ist meistens ver-

gebene Liebesmüh, denn, während er entschlossen irgendeinem Paß zuzustreben scheint, so daß man schon denkt, ihn im Sack zu haben, fällt ihm plötzlich irgendetwas ein, er macht kehrt und geht flüchtig ab, als ob der Leibhaftige hinter ihm drein wäre, um plötzlich Halt zu machen und sich zu einem Schläfchen niederzutun, gibt aber nach zwei Minuten auch diese Idee wieder auf, schnüffelt herum, gräbt sich ein Gopher aus und wandert dann nach einer ganz anderen Richtung davon.

Ich erstieg den hohen Bergrücken gegen Iron Creek und fand jenseits des Kammes mehrere grasige Hochtäler dicht unter den felsigen Gipfeln, die ganz nach meinem Geschmack waren: weite Sicht, viel Murrel und Gophers überall und keine Notwendigkeit, viel auf- und abzufteigen.

Ich wanderte dort bis gegen Mittag herum, suchte dann mit der Sorgfalt eines Bären, der sein Winterlager auswählt, einen windgeschützten, sonnigen Platz unter einer Felswand mit weiter Aussicht, verzehrte meinen Imbiß, rauchte und legte mich dann zum Schlaf nieder, in dem behaglichen Gefühl, daß kein pflichteifriger und ungeduldiger George mich schon nach fünf Minuten wieder wecken könne. Der gute George, ich tue ihm so oft innerlich unrecht, denn natürlich ist seine Methode der Umraus die allein richtige; bei dem doch relativ sehr dünnen Wildstand hier heißt es eben laufen, laufen und wieder laufen; selbst über dem verheißungsvollsten Tale kann man unter Umständen eine ganze Woche sitzen, ohne daß sich etwas rührt, und schließlich sind ja auch die Mühen der Jagd das Hauptmoment, das der Trophäe den Wert gibt. Jetzt gegen Ende der Jagdzeit aber, wo ich bis auf die Elche, die man überall schießen kann, alles erbeutet habe, was ich mir wünschte, erwachen mehr genießerische Instinkte; alles in Ruhe und in ausgeruhtem Zustande ansehen, auch das beobachten, was nicht unbedingt zur Jagd gehört, und schließlich nicht nur nebenher, sondern mit vollem Bewußtsein in sich aufnehmen, wie unerhört schön und großartig dieses Land ist!

Den Nachmittag über durchstreifte ich weiter die Hochtäler, sah den Gophers und Murreln zu und traf schließlich in einem mit einzelnen Laitschenpartien bestandenen grasigen Kessel auf einen Flug

von mehreren hundert schon ganz weißer Schneehühner. Ich wollte ein Bund für die Küche mitnehmen, die Hühner waren aber so scheu, daß ich zunächst gar nicht auf Schußweite für den Einstecklauf herankommen konnte; ging ich ihnen dann nach, so brummten regelmäßig aus den Buschpartien noch einige Nachzügler mir direkt vor den Füßen heraus. Auf diese Entdeckung baute ich jetzt meinen Plan: ich ging die Hühner offen und ziemlich rasch an, bis das Gros in den offenen Stellen abgestrichen war. Dann ging ich langsam und vorsichtig an den Buschrändern entlang und suchte nach weißen Punkten unter den am Boden kriechenden Fichtenästen. Die Hühner waren sich offenbar noch nicht klar darüber, daß die neuen weißen Wintergefieder die Taktik des Drückens im Grünen unwirksam machten, und ich nahm furchtbare Rache an ihnen für die Niederlage, die sie mit vorher im Freien beigebracht hatten, bis ich keine Lust mehr hatte, noch mehr zu schleppen.

Valley of the fighting bulls.

Unser Fleisch war am Morgen so hart gefroren, daß wir die Steaks zum Frühstück absägen mußten. Gegen 10 Uhr stiegen wir alle zusammen auf den Berg, auf dem ich auf dem Hinweg vor sechs Wochen mein erstes Caribou schoß, und während S. einem Rudel Caribous nachging, das wir vom Lager aus beobachtet hatten, um für mich noch ein Stück für das Museum zu schießen, gingen George und ich nach der Nordseite, um von dort ein bewaldetes Tal nach Elchen abzusuchen. Schon am Wege dahin sahen wir einen jüngeren Schaufler, ab und zu meldend, unter uns herumziehen.

In dem Tal konnten wir nach und nach drei Schaufler ausmachen, einen stärkeren mit drei Stück Wild und zwei Beihirsche. Wir beobachteten dieses Familienidyll mehrere Stunden, bis wir in einem Seitental einen Schuß hörten, und wanderten dann ein Stück den Kamm entlang, um hinabzublicken, was es gegeben habe. Bald entdeckten wir auch S., der mit Johnnie ein Caribou aus der Decke schlug. So brauchte ich mich wenigstens nicht mehr um das fehlende Stück in der Sammlung zu kümmern, und wir wanderten wieder nach unserem Aussichtspunkt zurück.

Als wir Mittags gerade Feuer machten, um Tee zu kochen, entdeckte George weit unten im Tal einen Schaufler, der ein erstrebenswertes Schaufelpaar trug, mit vier Stück Wild. Da die Gesellschaft sehr im Dickicht stand, ließen wir uns in unserer Mittagspause nicht weiter stören und gingen hinterher nur oben am Hang etwas näher, um abzuwarten, bis sie in ein zum Anpirschen etwas günstigeres Gelände zögen.

Nachdem wir eine ganze Weile oben gefessen hatten, sahen wir tief unter uns im Tal eine ganze Caribou-Karawane in eiligem Trott angereist kommen. Tier, Kalb, schwächerer noch ungefegter Hirsch, dann wieder Tier, Kalb, und den Beschluß bildete ein recht guter Hirsch. Sie schienen schon eine längere Reise hinter sich zu haben, denn sie hatten alle die Äser weit offen, eilten aber trotzdem weiter, als wenn hundert Wölfe hinter ihnen her wären. George sagte mir, daß das eine typische Erscheinung der Caribou-Brunst sei. Als sie schließlich Richtung gegen uns bergauf nahmen, lief ich ihnen bis an die ersten Krüppelfichten entgegen, um von dort zu fotografieren. Sie waren aber doch schneller, als ich erwartete; denn als ich die Fichten erreichte, sah ich sie schon auf ungefähr 20 m an mir vorbei aufwärts eilen, leider gerade in einer Bodensenke, so daß man die Läufe nicht mehr sah, und das Bild, das ich rasch machte, nichts geworden ist. Aber ein schöner Anblick war es, besonders der Hirsch mit seiner silberweißen Mähne und seinem mächtigen Geweih. Wenn ich nicht schon meinen Abschuß erfüllt gehabt hätte, hätte ich ihn wohl ohne Rücksicht auf die Elche mitgenommen.

Gegen 3 Uhr fing auch in die Elche Leben zu kommen an. Der alte Schaufler drüben in den Weiden, den wir deshalb schonten, weil er in den Vorschaukeln nur je zwei Enden hatte, fing an, ein Stück zu treiben, und der junge Schaufler unter uns machte ein Konzert, das entfernt an das Schreien eines ganz schwachen Hirsches, noch im Stimmbruch, erinnerte. Nach einer Weile hatte er auf einmal ein Stück Wild irgendwo aufgestöbert und begann es eifrig zu treiben. Leider wurde seine Freude nur zu bald durch das Auftauchen des alten Schauflers getrübt.

Beide Rivalen zogen nun mit etwa zehn Schritt Zwischenraum

ganz langsam nebeneinander her, wobei der Alte das Haupt mit den schweren Schaufeln im Takt seiner Schritte ganz auffallend hin und her wiegte, so daß sich die Schaufeln jedesmal bis zu einem Winkel von 45 Grad gegen den Boden neigten, was ganz sonderbar aussah. Schließlich verhoffte der Schwächere, und nun zog der Alte, die Läufe mit der Langsamkeit und Behutsamkeit eines Chamäleons setzend und weiter mit dem Haupt wiegend, auf ihn zu. Es sah richtig so aus, als ob er seinen Gegner mit größter Vorsicht anpirschen wolle. Ich überlegte schon, ob ich den anderen Schaufler aufgeben und mit der Kamera hinunterlaufen solle, um von dem jetzt offenbar beginnenden Kampf ein Bild zu bekommen, da machte der Schwächere kehrt und zog zu meiner großen Enttäuschung ganz langsam ab. Der Alte folgte ihm noch ein Stück und trollte dann zu seinem Rudel zurück.

Als sich bis $1/4$ Uhr der von uns erstrebte Schaufler noch immer nicht aus seiner Dickung am Hang hinaus bewegt hatte, beschlossen wir, ihn drinnen anzugehen, da sich sonst überhaupt keine Chance bot, ihn heute noch zu Schuß zu bekommen, und die Aussicht, ihn morgen noch in demselben Tal anzutreffen, mehr als gering war. George merkte sich an einer trockenen Fichte die Stelle, wo wir ihn zuletzt gesehen hatten, und dann ging es zu Tal und durch Dickichte und Moräste dem jenseitigen Hang zu.

In der Nähe der kritischen Stelle wurde alles überflüssige Gepäc zurückgelassen, und dann schlichen wir wirklich „wie die Indianer“ in das Dickicht hinein. Nach einer Weile blieb George an einer etwas lichterem Stelle stehen und flüsterte mir zu: „Hier habe ich ihn zuletzt gesehen, er muß jetzt ganz in unserer Nähe sein!“

Mich erinnerte die Situation lebhaft an eine Elefantenpirsch. Aufregend genug war es jedenfalls, obwohl der bittersüße Reiz der Gefahr fehlte.

Auf etwa 50 Schritt sahen wir jetzt eine Bewegung in den Büschen, erkannten aber an der nächsten lichten Stelle, daß es nur ein Tier war, das unglücklicherweise gerade auf uns zugezogen kam. Bis auf 15 Schritt kam es voller Neugierde heran, so daß schließlich nichts anderes übrig blieb, als es in die Flucht zu schlagen, in der Hoffnung, daß dadurch der Schaufler hochwerden und vielleicht unsere kleine

Lichtung passieren oder wenigstens einmal mit den Schaufeln anstreichen und uns so seinen Stand verraten würde. Aber alles blieb stumm, als die Neugierige erschreckt davonpolterte. Der Schaufler war offenbar nicht mehr in unserer Nähe: wir hatten die Partie verloren.

Die nächste Pirsch führte uns am folgenden Tag nach der anderen Seite in die Berge, wo es nach Johnnies Angaben auch gut mit Elchen sein sollte. Wir setzten uns auf einen Felskopf über einem weiten bewaldeten Tal nieder; zu unserer Enttäuschung war aber weit und breit kein Elch zu sehen. Dafür entdeckte George nach etwa einer Stunde auf ziemlich weite Entfernung einen braunen Bären, der auf einer kleinen Lichtung im Walde Beeren äste. Die Aussicht, ihn nach dem weiten Anmarsch noch dort anzutreffen, war natürlich sehr gering, vor allem wegen des völlig unbeständigen Windes. Da aber keine Elche in Sicht waren, unternahmen wir den Versuch.

George führte mich in etwa einer Stunde durch den dichtesten Wald genau auf die kleine Lichtung, der Bär aber war verschwunden. Wir pirschten noch eine Weile mit größter Vorsicht im Dickicht um die Lichtung herum, konnten ihn aber auch dort nicht finden. Das Unglück ist, daß es zu wenig Beeren gibt, um den äsenden Bären längere Zeit an einem Fleck festzuhalten. Er bummelt im Ufen immer weiter, in der Hoffnung, an besser besetzte Büsche zu kommen, wo es eine leichtere Ernte gibt.

Wir stiegen nun wieder aufwärts, bis wir Wasser bzw. Eis fanden, um unseren Tee zu kochen, machten etwa eine Stunde Rast und stiegen dann auf den nächsten Kamm, um das Tal dahinter einzusehen. Das Tal sah zwar gut aus, es waren aber leider keine Elche da, nur einen schwächeren Schaufler sahen wir unten suchend herumziehen. Wir wanderten deshalb langsam nach dem Lager zurück.

Am nächsten Morgen ging ich früh mit G. zusammen hinauf. Er wollte in einem Paß, den er gestern überquert hatte, mit dem 22er auf Murmeltiere jagen, da er mit Recht sagt, daß es ungleich schwieriger ist, ein Murmel zu schießen als einen Elch, und er auch kaum darauf hoffen konnte, einem Schaufler zu begegnen, der besser war als die bereits von ihm gestreckten.

Auf dem Weg zum Paß sahen wir in einem flachen grasigen Hochtal einen einzelnen schwachen Caribouhirsch, der, sowie er uns eräugt hatte, sofort auf uns zugetrollt kam. Wir hielten nun unsere Arme in Geweihform über die Köpfe und schaukelten langsam hin und her wie ziehende Hirsche, und wirklich kam der Jüngling bis auf etwa 20 Schritt heran und trat dann unschlüssig hin und her, während wir fotografierten und filmten, bis er eine Prise Wind bekam, worauf er schleunigst flüchtete.

Im Paß selbst trafen wir ein Rudel Caribous mit einem erfreulich guten Hirsch dabei, den G. mit einem Schuß so schlagartig niederstreckte, daß ich ihn nur noch einmal den einen Hinterlauf bewegen sah.

Nachher trennten wir uns. G. ging seinen Murmeltieren nach, erlegte später auch eins, und ich ging mit George den Hang über dem nächsten Tal entlang, um nach Elchen Ausschau zu halten.

Schon nach zehn Minuten sahen wir unter uns im lichten Weiden- und Krummholzsichtenbusch einen anscheinend recht guten Schaufler mit einem Stück Wild. Wir beobachteten ihn längere Zeit und begutachteten ihn durch Feldglas und Teleskop, es war aber kein so überragend guter Kopf, daß wir uns sofort hätten zur Pirsch entschließen können. Weiter talabwärts sah man noch ausgedehntes Elchgelände, und wir wollten erst einmal dieses inspizieren, ehe wir uns entschlossen, den Schaufler unter uns zu strecken. Entkommen konnte er uns in der Zwischenzeit kaum; denn es war nicht anzunehmen, daß er durch den hohen Paß ziehen würde, und kam er weiter ins Tal hinein, dann mußten wir ihn von oben jedenfalls sehen.

So gingen wir ein Stück weiter, George holte aus dem ersten Rinnsal unter uns Teewasser, und wir machten dicht unter dem Gipfel wo sich im Schuß eines Felsens ein paar Krüppelsichten angesiedelt hatten, ein kleines Feuer, kochten Tee und aßen. Ich hatte meine Zigarette noch nicht zur Hälfte geraucht, da störte der ewig unruhige und ungeduldige George schon mein Behagen. Wir mußten weiter, da er noch eine größere Anzahl Täler in der Umgebung beobachten wollte. Tatsächlich sahen wir, oben auf dem Plateau des Berges entlanggehend, Quadratmeilen über Quadratmeilen Waldland unter uns, nur leider keinen einzigen Elch! Entweder waren wir nicht am

richtigen Platz oder die Brunst war hier noch nicht im Gang. Nur ein Rudel von sieben Caribous sahen wir oben, die gleich neugierig auf uns zukamen.

Wir gingen nun zu unserem Schaufler zur endgültigen Beschlussfassung zurück. Zu unserer Enttäuschung war er aber unsichtbar, doch sahen wir das Tier, so daß wir sicher sein konnten, daß er noch an der alten Stelle sei. Inzwischen machten wir oben am Hang ein kleines Feuer an, um uns zu durchwärmen; schon das zweite am heutigen Nachmittag, denn der Wind war niederträchtig kalt. Als das Feuer verglommen, war auch der Schaufler unten aufgetaucht, und wir beschloßen nun, ihn zu schießen, zumal die Wolkenbildung auf einen kommenden Wetterumschlag schließen ließ und ich befürchtete, daß die beiden mir noch verbleibenden Jagdtage verregnen könnten.

Wir stiegen also den Hang hinab bis auf etwa 200 m über dem Schaufler und betrachteten ihn noch einmal genauestens mit den Gläsern. Zu meiner Freude entdeckten wir dabei, daß er doch wesentlich besser war, als wir von oben angenommen hatten. Die im Verhältnis zur Länge und Breite der Schaufeln geringe Auslage hatte uns nur von oben getäuscht.

„Ich möchte die Schaufeln noch einmal von vorne sehen,“ raunte mir George zu, „wir werden deshalb jetzt einfach auf ihn zugehen, bis er uns vernimmt. Dann müssen Sie sich rasch zum Schuß fertig machen, während ich ihn noch einmal ansehe, und dann schnell schießen, wenn ich es Ihnen sage!“

Als wir auf etwa 150 m heran waren, warf der Schaufler auf, äugte nach uns herauf und gab so George die gewünschte Chance. Ich setzte mich rasch im Türkenstuh nieder, die Ellbogen auf den Oberschenkeln und die Büchse an den zwischen den Knien stehenden Bergstock angestrichen.

„Großer Kopf, schießen Sie schnell, ehe er abgeht,“ flüsterte mir George zu.

Im gleichen Augenblick knallte es auch schon, und der Schaufler brach im Feuer zusammen. Nach einigen Sekunden versuchte er noch einmal hochzuwerden, fiel dann aber verendend auf die Seite.

Der immer etwas ängstliche Moment des Herantretens ging gnädig vorüber, ich konnte wirklich zufrieden sein: lange und breite Schaufeln mit schweren Vorschaukeln und gleichmäßigen, guten Enden, der einzige Schönheitsfehler war die etwas geringe Auslage infolge der stark nach innen gestellten Schaufeln. Für Totenwacht, wehmuthsvolle Gedanken und andere schöne Dinge, die das Jägerherz bewegen, gab es leider keine Zeit. Hier hieß es eher: „Der Jäger muß sich selbst bemühen, die Knaben aus dem Sumpf zu ziehen!“

Da es eines endlosen Umgehungsмаршes bedurft hätte, um mit einem Packpferd in dieses Thal zu kommen, und da wir dadurch einen ganzen Jagdtag verloren hätten, blieb nichts anderes übrig, als das Haupt gleich mitzunehmen, und zwar mit größter Beschleunigung, wenn wir den etwas mühsamen Übergang über den Paß noch vor völliger Dunkelheit bewältigen wollten.

Wir schärften rasch das Wildbret so weit wie möglich ab, um es leicht zu machen, dann packte es sich George mit einem Strick auf den Rücken, ich behängte mich mit all unseren sonstigen irdischen Gütern, und wir kletterten los.

Den Paß konnten wir gerade noch im letzten Dämmerlicht nehmen, beim Abstieg durch den Wald war es dann aber dunkel wie — ich will lieber nicht sagen, wo. Ich konnte Georges Weg immer nur nach dem Anstreifen der Schaufeln verfolgen, das ungefähr so klang, wie wenn man eine leere Kiste durch den Wald schleift, während er an dem Klirren des Teekessels in meinem Rucksack feststellen konnte, ob ich noch hinter ihm war. Später kam uns dann der Mond zu Hilfe, so daß wir ein ganz behagliches Gehen hatten und ohne besondere Mühen gegen 10 Uhr das Lager erreichten.

Suicide Cabin, Teslin River (Hootalingua)

Wir zogen auf wohlbekannten Pfaden nach Suicide Cabin zurück. Entgegen meinen gestrigen Befürchtungen hatten wir prachtvolles Wetter und, sowie wir tiefer gegen den Fluß hinkamen, eine vollkommen sommerliche Wärme, die uns nach der ständigen Kälte der letzten Zeit wunderbar angenehm vorkam.

Gleich am Morgen fiel ich ganz schmähtlich auf einen Trick von G. hinein. Nicht weit vom Lager rief Johnnie plötzlich: „Grouse!“ Ich saß ab, und er zeigte mir ein grouse am Boden. Ich schoß, aber das grouse rührte sich nicht. „Vorbei“, rief Johnnie. Ich schoß noch einmal mit demselben negativen Erfolg und demselben ermutigenden Zuruf von Johnnie, dann ein drittes Mal, bis es mir endlich unheimlich wurde und ich näher heran ging: es war ein kunstvoll aufgebautes totes grouse, die Rache für meinen Streich mit dem Schafgehörn am Rose River. Peter, der natürlich wieder der Anstifter war, fiel vor Lachen fast vom Pferde.

Am zeitigen Nachmittag stiegen wir in das breite Tal des Hootalinqua hinab, ich persönlich mit hochgespannten Erwartungen, denn ich hoffte, hier noch einen größeren Schlag in Waldbühnern zu machen, um in unserer Konkurrenz etwas aufzuholen, denn ich lag seit dem Schreckenstage am Rose River noch immer übel weit zurück. Es gab aber eine Enttäuschung. Ich schoß zwar fünf Hühner, das genügte aber noch lange nicht, um G. auch nur in die Nähe zu kommen, so daß ich nun wohl die Waffen strecken muß.

Nebenbei hatten wir es auch einigermaßen eilig, an den Fluß hinunter zu kommen, denn wir wollten noch einen Teil der Lasten übersehen und gegen Abend wollte ich noch eine Elchpirsch im Boot machen.

Es kam aber wieder einmal ganz anders. Als wir an unsere alte Anlegestelle kamen, mußten wir zu unserem großen Verdruß entdecken, daß unser Boot nicht mehr da war. Johnnie wußte natürlich genau, wer es genommen hatte: ein Prospektor, der acht Tage vor uns vom Inneren hier angekommen und einfach mit dem Boot übergesetzt war, ohne sich unsereswegen irgend welche Gedanken zu machen, trotzdem er genau wußte, daß wir auf das Boot angewiesen waren. Dafür trafen wir an der Hütte einen anderen Gast, Louis Scarello, einen etwa 60jährigen Dalmatiner, der auch gerade vom Goldsuchen aus dem Inneren kam, behaglich rauchend am Ufer saß und sich offenbar keinerlei Gedanken darüber machte, wie er über den 300 m breiten Fluß kommen solle. Trotzdem er seit vier Monaten kein menschliches Wesen gesehen hatte, winkte er uns nur lächelnd zu,



Mein stärkster Schaufler



Aufn.: Graf A. Seilern

Goldwäscherei am Iron Creek

als wir ans Ufer kamen, und vertiefte sich dann wieder ganz in den Genuß seiner Zigarette und seiner Gedanken.

Unser Mißgeschick mit dem Boot ließ sich schließlich auf ziemlich einfache Weise beheben: wir hatten schon unterwegs Moskassinspuren gesehen und hörten jetzt beim Lagermachen eine Strecke flugabwärts Hundegebell, also waren Indianer in der Nähe.

Unsere Getreuen stürzten auch gleich nach dem Lagermachen davon und kamen nach einer Weile mit der Nachricht wieder, daß flugabwärts und flugaufwärts von uns je eine Indianerfamilie am Ufer kampiere, um Elche für den Wintervorrat an Dörrfleisch zu schießen. Ich war unter diesen Umständen nicht weiter unglücklich darüber, daß meine Rahnpirsch ins Wasser gefallen war.

Inzwischen saßen wir am Ufer und schwächten mit Louis, der sich als ein ganz scharmanter alter Knabe entpuppte.

Er hatte sich im Frühjahr per Flugzeug nach der Gegend östlich von Quiet Lake bringen lassen, hatte dort drei Monate prospektiert und war dann etwas über einen Monat bis hierher gewandert.

Mit andächtigem Staunen betrachtete ich seine Ausrüstung, die er die ganze Zeit über geschleppt hatte, denn er hatte nicht einmal einen Hund bei sich. Eine Büchse schwersten Modells, eine geradezu überlebensgroße Art, — „Ich hasse solche Spielzeug-Arte,“ meinte er geringschäßig, — Schlaffack, Moskitozelt, eine ziemlich ausführliche Kochausrüstung, Lebensmittel für einen Monat und schließlich die nötigsten Reserven an Kleidung usw. Er schien recht zufrieden mit seinen Erfolgen und meinte, er würde im nächsten Frühjahr bestimmt „etwas machen“.

Abends erschienen dann die Männer der einen Indianersippe zum Besuch im Lager. Der Würde ihrer Rasse entsprechend tauchten sie schweigend aus der Dunkelheit auf und kauerten sich am Feuer nieder, nahmen schweigend ihre Zigaretten in Empfang, rauchten und spuckten schweigend und verschwanden dann schweigend wieder in der Dunkelheit.

George und Peter waren inzwischen mit ihrem Kanu nach dem anderen Ufer hinüber gefahren und hatten unser Boot geholt.

Im Lauf des Abends rückte Johnnie plötzlich mit dem Vorschlag

heraus, mit C. zusammen per Boot direkt nach Whitehorse zu fahren. Sie könnten in zwei Tagen die Mündung des Hootalinqua in den Yukon erreichen und dann eines der flußaufwärts nach Whitehorse gehenden Dampfboote anhalten und sich mitnehmen lassen. Der Vorschlag hatte viel für sich, denn wenn C. mit uns im Fußmarsch nach Lagish ging und von dort erst nach Whitehorse, so kam er dort erst am Sonnabend Nachmittags, d. h. gerade zu spät für die Bank an. So hat er alle Zeit, um nach Whitehorse zu kommen, und ich brauchte meinerseits erst am Sonnabend in Lagish zu sein, gewann also so noch einen Jagdtag. Außerdem hatte C. bei der Bootsahrt noch gute Aussichten, auf schwarze Bären zu Schuß zu kommen, die jetzt an den Flußufeln nach den nach dem Laichen verendeten Lachsen suchen, und die einzige Trophäe sind, die ihn noch reizt.

Schließlich hatte die Aussicht, statt des langweiligen dreitägigen Marches durch wohlbekannte Gegenden eine neue, sicherlich sehr schöne Landschaft, bequem im Boot dahingleitend, betrachten zu können, viel Bestechendes, und ich muß ehrlich sagen, daß ich C. etwas beneidete! Wenn es nicht gerade um meinen zweiten Elchkopf gegangen wäre, hätte ich sicherlich all meine jagdlichen Pläne an den Nagel gehängt und wäre mitgefahren.

Des schönen Wetters wegen wurde das große Zelt am Abend gar nicht erst aufgeschlagen, sondern wir kochten und aßen am Lagerfeuer. Nachher saßen wir noch eine Weile herum und beobachteten die Nordlichter, die so schön waren, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Strahlen schossen über den ganzen Himmel wie riesige Scheinwerfer und flammten und flackerten in den verschiedensten Farbtönen. Allmählich ging auch der Vollmond auf. Weiter unten im Tal hörten wir das Brunzen eines Elches, und Peter und William machten sich daran, ihn durch Geprassel im Gebüsch und Anstreichen mit einer Bratpfanne zu reizen. Er verschwieg darauf eine Weile und fing dann plötzlich ganz in unserer Nähe wieder an. Wir liefen bis an den Abhang und hörten ihn nun mit großem Getöse durch die Weiden anmarschirt kommen. Zuletzt war er wohl bis auf 50 Schritt heran, hielt sich aber immer so im Schatten der Fichten, daß wir ihn nicht sehen konnten.

George, der mit dem Glas etwas unter mir am Hang stand, flüsterte plötzlich: „Ich sehe ihn, große Auslage, holen Sie lieber Ihre Büchse, es kann sein, daß es ein besonders guter Schaufler ist!“

Ich lief rasch in mein nur wenige Schritte entferntes Zelt und holte die Büchse.) Inzwischen hatte der Schaufler aber doch wohl irgend etwas gemerkt, denn er schlich davon, wie der Dieb bei der Nacht, ohne daß wir auch nur noch den kleinsten Laut hörten.

Früh gingen wir schon um 7,15 aus und erstiegen die hohe Bergkette gegenüber dem Lager. Wir suchten von dort nach dem Schaufler, den wir gestern Nachmittag vom Lager aus gesehen hatten, konnten ihn aber nicht entdecken. Wir wollten gerade weitergehen, um das Tal auf der anderen Seite einzusehen, da entdeckte George jenseits der Stelle, wo wir den Elch gesehen hatten, einen schwarzen Bären am Hang über dem Wald, der dort offenbar Moosbeeren äßte. Die Entfernung betrug etwa 2 km, und wir hatten wieder einen anständigen Gilmarsch am Hang entlang, ehe wir in seine Nähe kamen.

Natürlich sahen wir gerade in diesem Augenblick den vorher vergebens gesuchten Schaufler mit zwei Stück Wild in Schußweite unter uns. Einen Augenblick schwankte ich, ob ich ihm den Bären opfern sollte. Schließlich erschien er mir aber doch nicht so stark, wie wir zuerst angenommen und wir wandten uns wieder dem Bären zu.

Man sah ihn jetzt schon ganz deutlich mit bloßem Auge auf einer grasigen Blöße zwischen den letzten Fichtenbüschen herumziehen. Mit größter Vorsicht pirschten wir nun näher. Einmal sah ich ihn noch auf ungefähr 200 m und dachte schon daran, zu schießen, George meinte aber, wir kämen noch näher heran. Nun wurde die Sache wirklich aufregend. Von der nächsten Erhöhung konnten wir ziemlich den ganzen Hang überblicken, nur etwas hundert Meter direkt vor uns waren nicht einzusehen. Dort mußte also der Bär stecken. Mit größter Behutsamkeit schoben wir uns vor. Jetzt mußten wir den Bären jeden Augenblick ziemlich dicht unter uns sehen. Immer mehr Gelände tauchte auf, ohne daß er zum Vorschein kam, und schließlich sahen wir die ganze Mulde unter uns, aber keinen Bären!

Ich muß sagen, ich war fürchterlich enttäuscht, daß er uns im letzten Augenblick noch so ausgekommen war. „Hättest Du nur vorhin gleich geschossen“, dachte ich mir. George schien aber die Hoffnung noch nicht aufgegeben zu haben, und wir pirschten mit größter Vorsicht auf eine kleine grasige Kuppe hinauf.

Plötzlich deutete George nach vorn, und wirklich, etwa 80 Schritte vor uns sah ich den Rücken des Bären auf der anderen Seite der Kuppe.

So angenehm es ist, über eine kleine Senke hinweg auf sein Wild zu Schuß zu kommen, so unangenehm ist es, es auf kurze Distanz in offenem Gelände über eine Höhe anpirschen zu müssen, denn sowie man soweit kommt, daß man das Wild einigermaßen sieht, ist man auch selbst in ganzer Figur sichtbar. „Nehmen sie lieber das Zielfernrohr ab, Sie werden schnell und auf kurze Distanz schießen müssen“, flüsterte mir George zu. Er hatte damit entschieden recht, und ich nahm das Glas vorsichtig ab. Ich schob mich nun langsam bis an einen Stein vor, von dem aus ich im Sitzen gerade den Rücken des Bären sehen konnte. St. Hubertus war mir günstig gesinnt: der Bär kam jetzt gerade auf uns zugezogen, so daß er immer höher über dem Gras auftauchte. Als er sich auf etwa 50 Schritt einen Augenblick breit stellte, schoß ich, und er brach im Feuer zusammen. Da ich das Gefühl hatte, etwas hoch abgekommen zu sein, sprang ich rasch ein paar Schritte vor, und als der Bär noch das Haupt bewegte, gab ich ihm noch eine Kugel ins Genick, die ihn augenblicklich verenden ließ.

Diesmal war es ein wirklicher Hauptbär von der Größe eines mittleren Grizzly, echtschwarz und schon wunderbar im Haar. Freude natürlich groß! Nachdem wir ein paar Aufnahmen gemacht hatten, ging George ans Abstreifen, und ich streckte mich am Hang in der Sonne aus. Es war heute wieder ein wirklich warmer Tag, so daß der leichte Südwind, der etwas Kühlung brachte, ganz willkommen war. Nachdem ich mich eine Weile über die wunderbare Fernsicht gestreut hatte, schlief ich mit unendlichem Behagen ein und erwachte erst 1½ Stunden später vom Klirren des Teekessels. George hatte inzwischen den Bären aus der Decke geschlagen und

ihm zwei große, wohl 4—5 cm dicke Speckseiten vom Rücken getrennt, aus denen er sich einen Wintervorrat an Fett ausbraten wollte.

Wir kochten nun Tee, frühstückten sehr gemächlich und stiegen dann wieder zum Kamm auf, um in Richtung gegen den Hootalinqua hinabzublicken. Tief unter uns auf einer kleinen Moorniese sahen wir sechs Caribous, zwei weitere gegenüber am Hang, aber keine Elche.

Nachdem wir eine Weile beobachtet hatten, stiegen wir wieder zum Bären hinunter, der übrigens schon ganz mordialisch stank, und packten für den Heimweg auf.

Gerade in diesem Moment hörten wir jedoch unter uns im Wald einen Elch ziehen und blieben nun sitzen, um ihn uns anzusehen. Nach einer Weile tauchte er schräg unter uns auf, erwies sich aber als nur mittlerer Schaufler. Er hatte uns bald entdeckt, aber George machte den Tierruf, und unter dessen Schuß gingen wir ganz offen bis auf 80 Schritt heran, ehe er abzog. Dann ging es hinab zum Lager in angenehmen Gedanken an die heutige Jagd und mit einem letzten Abschiedsblick auf die schneebedeckten Berge jenseits des Hootalinqua, die mir so unvergeßliche Jägerfreuden gebracht hatten.

Am nächsten Tage stiegen wir zu dem Höhenzug gegenüber dem Lager auf, wandten uns aber oben nach der anderen Seite. Nach einer etwa einstündigen Paßwanderung kamen wir an einen Platz mit wunderbar schöner Aussicht: die Berge waren hier flacher, bis oben bewaldet, die Täler breiter, und ich zählte zwölf größere und kleinere Seen unter mir.

Leider war das Wetter wenig einladend, trübe, und dabei herrschte ein eisiger Wind. Nachdem wir eine Weile oben gegessen hatten, entdeckte George tief unten im Tale zwei Stück Elchwild, und bald darauf im dichten Wald niedergetan den Schaufler, dessen Schaufeln uns recht gut erschienen.

Wir warteten etwa zwei Stunden, in der Hoffnung, er würde den Tieren nach mehr ins Freie ziehen, er rührte sich aber nicht.

Jetzt versuchten wir, auf einem felsigen Rücken gegen ihn abzusteißen, in der Hoffnung, vielleicht eine Chance für einen weiten

Schuß von oben zu bekommen, es ergab sich aber, daß wir von dort unten gar keinen Einblick in die Dichtung hatten, und wir kletterten deshalb auf unseren alten Beobachtungsposten zurück, mußten hier aber entdecken, daß Schaufler und Wild inzwischen verschwunden waren.

Wir hatten das Glück, hier oben Wasser zu finden, und machten ein Feuer, um uns unseren Tee zu kochen. Als das Wasser aber kochte, und ich den Tee aus dem Rucksack holen wollte, mußte ich zu meinem Schmerz entdecken, daß wir ihn im Lager vergessen hatten. So mußten wir unseren Imbiß mit heißem Wasser hinunter spülen.

Den ganzen Nachmittag über saß ich am Feuer, während George am Hang herumstieg, in der Hoffnung, so die Elche irgendwie wieder zu entdecken. Gegen 4 Uhr tauchten auch die drei Liere wieder auf, nur der Schaufler war nicht zu sehen. Endlich, gegen 4,45 erschien auch er auf einer kleinen weidenbestandenen Lichtung, und wir machten wieder einen gewaltigen Dauerlauf den Berg hinunter, um ihn dort noch zu erwischen, ehe er weiter zöge. Es erregte auch hier wieder meine Bewunderung, wie George mit tödlicher Sicherheit auf die Blöße zustrebte, auf der der Schaufler stand, trotzdem der ganze Wald voll von Blößen war, die ganz genau so ausahen.

Wir hörten den Schaufler schon von weitem brummen und mit den Schaufeln schlagen, konnten ihn aber, als wir herankamen, des ziemlich dichten Bestandes wegen nicht sehen.

Plötzlich blieb George, der vor mir ging, stehen und flüsterte: „Schießen Sie schnell!“ dabei nach links deutend.

Ich trat einen Schritt vor und sah nun den Schaufler auf etwa 50 Schritt breit in einer Lücke im Bestand stehen und nach uns äugen.

Da er offenbar drauf und dran war, im nächsten Augenblick abzugehen, und auch ein so riesiges Ziel bot, nahm ich mir nicht genug Zeit zum Zielen und der Erfolg war, daß er auf meinen Schuß offenbar gesund abtrollte. Ich sprang sofort auf, um noch einen zweiten Schuß abzugeben, konnte aber die Kugel nicht mehr loswerden, da ich nur noch ein paarmal die Schaufeln sah.

George war natürlich ganz außer sich. „Geben Sie mir Ihre Büchse“, bat er mich, „ich kann ihn noch einholen und totschießen, für Sie ist es unmöglich!“

Wir gingen nun der Fährte nach und fanden etwa 100 Schritt vom Anschuß an einer Stelle, wo der Schaufler gestanden hatte, ein paar Tropfen Schweiß, dann weiter in der Fährte gar nichts mehr. Nach meinen bisherigen Erfahrungen mit der Wirkung meiner Büchse konnte ich so nur annehmen, daß es sich nur um einen leichten Streif- oder Wildbrettschuß handelte, und wir gaben daher, da es auch schon bedenklich dunkelte, und wir noch einen langen und beschwerlichen Aufstieg vor uns hatten, die Nachsuche nach etwa 1 km auf und strebten dem Lager zu, das wir gegen 8 Uhr erreichten.

Den ganzen Heimweg über hellte meine etwas umdüsterte Stimmung nur der Gedanke an das homerische Gelächter der Jagdfreunde daheim auf, wenn ich ihnen nach dem Jagdessen am Kamin diese Geschichte erzählen würde!

Das Gefürchtete traf ein: es regnete am nächsten Morgen; der letzte Jagdtag und die letzte Chance, das gestrige Mißgeschick wieder auszugleichen, waren verloren.

Ich saß den Vormittag über im Zelt und las, versuchte mittags, als es aufklarte, noch einen letzten Pirschgang, bekam aber nur zwei Stück Wild zu sehen. George pirschte eines mit meiner Büchse an, da wir mehr als dringend Fleisch brauchten, kam aber nicht zu Schuß. Ich hatte heute auch den 22 er mitgenommen, um wenigstens etwas Flugwild zu schießen, sah und schoß aber nur ein einziges Waldhuhn.

So schied ich mit einem lachenden und einem weinenden Auge von den Bergen, in denen ich in den letzten zwei Monaten soviel Schönes erlebt und sovielen Jägerfreuden genossen hatte! Wenn ich gestern den Schaufler noch gestreckt hätte, wäre es wirklich zu schön gewesen, um wahr zu sein, und ich hätte keinen Grund mehr gehabt, noch einmal in dieses Land zurückzukommen. So muß ich noch einmal nach einem großen Kopf und Bildern von Elchen jagen.

Was wir die letzten Tage hindurch schon immer befürchtet hatten, trat heute früh ein: die Pferde waren verschwunden!

Die ersten ebenso wie die letzten Tage einer Expedition, wenn die Pferde die Nähe der heimischen Weidegründe spüren und sich nach ihnen hingezogen fühlen, sind immer eine Angstpartie. Vor allem die Morgendämmerung ist immer eine kritische Zeit, da dann die Pferde der Kühle wegen regelmäßig zu wandern anfangen.

Wir hatten aber heute noch einmal Glück, die Pferde waren nur nach dem Paß gegen den Hootalinqua hingewandert, und William brachte sie gegen 9 Uhr ins Lager, so daß wir um 10 Uhr wegkamen.

Als wir nach etwa 1 Stunde am Hang über einem breiten sumpfigen Tal entlang zogen, entdeckte George am gegenüberliegenden Hang einen nach uns herüberäugenden Elch, anscheinend ein Schmaltier. Ich holte rasch die Büchse vor und legte mich hin zum Schießen.

Wenn ich schon vorher gesehen hatte, daß der Elch sehr weit war, so bekam ich erst jetzt einen richtigen Begriff davon, denn er verschwand vollkommen hinter dem Korn, und ich hätte niemals geschossen, wenn wir nicht in so fürchterlicher Fleischnot gewesen wären. So dachte ich mir, „Wenn nichts mehr hinter dem Korn vorguckt, bin ich drauf“, und versuchte mein Heil. Der Erfolg war gleich Null und der Elch rührte sich nicht.

Ich schlug nun die hohe Visierklappe auf, die ich eigentlich schon längst hatte abnehmen wollen, damit sie sich nicht einmal von selbst aufstellte, und schoß noch einmal.

Der Elch taumelte ein paar Schritte zur Seite, so daß ich schon einen Lauffchuß befürchtete, brach zusammen und rührte keinen Lauf mehr.

Es ist schwer, die Entfernung zu taxieren, es muß aber zwischen 400 und 600 m gewesen sein, und wie wir nachher sahen, hatte der Elch die Kugel mitten auf den Stich bekommen, und sie hatte das Herz getroffen, ein unglaublicher Duse! Außerdem war es kein Schmaltier, sondern ein einjähriger Schaufler, der aber schon kleine Schaufeln von geraden zehn Enden trug. Glücklicherweise hatte er so noch keinen Brunstgeruch oder -geschmack und wir packten den größten Teil des Wildbrets ein.



Ein Hauptbär



George beim Seefischen

Wir waren kaum 500 m geritten, da entdeckte George wieder auf der anderen Seite des Tales einen Elch, diesmal aber einen besseren Schauler, und wir liefen rasch hinüber, um ihn, wenn er gut genug war, in letzter Stunde noch zu schießen.

Wir hatten ihn bald auf 50 Schritt vor uns, wie er brummend an einem Weidenstrauch fegte. Offenbar hatte unser Packzug seinen Ärger oder seine Neugier erregt, denn er trollte jetzt, immer weiter grunzend, auf etwa 20 Schritt an uns vorüber, dem Packzug zu.

Vielleicht hätte das ein ganz interessantes Abenteuer gegeben, wenn er nicht auf unsere Fährte gestoßen wäre, was sofort ernüchternd auf ihn wirkte. Als wir dann noch auftauchten, ging er regulär flüchtig ab, was man bei Elchen selten sieht.

Den Tag über schoß ich noch drei Waldhühner und zwei Schneehasen.

Abends hatten wir ein ziemlich ungemütliches Lager, da wir kein großes Zelt aufgestellt hatten und der starke Wind den Rauch des Lagerfeuers nach allen Richtungen blies. Am schlimmsten war aber, daß wir so die Pferddeglocken nicht richtig hören konnten, sodaß William die Herde ziemlich die ganze Nacht bewachen mußte, und wir die beiden Anführer schließlich anbanden.

Zur Feier des Tages leerten wir Abends die einzige Flasche Whisky, die wir mitgebracht hatten.

Die ganze Nacht heulten die Coyoten; früh war es klar und eisig kalt.

Am nächsten Morgen mußten wir flott ausbrechen, denn wir hatten gute anderthalb Tagemärsche bis Tagish zu absolvieren; wir machten es aber spielend, denn die Pferde, die wußten, daß ihnen dort die goldene Freiheit winkte, waren einfach nicht zu halten, und wir hatten die größte Mühe, sie immer wieder zurückzutreiben, wenn sie plötzlich uns im Galopp zu passieren versuchten. Meine Hoffnung, am letzten Tage noch eine anständige Waldhühnerstrecke zu machen, wurde leider enttäuscht; ich sah nur acht Stück den ganzen Marsch über, von denen ich sechs schoß und eines fehlte. Sehr schön sah ich zwei Adler, die uns, auf Bäumen blockend, merkwürdigerweise bis auf wenige Schritte herankommen ließen.

Nachher zeigte mir George am Wege zwei Elchschlingen aus dünnem Drahtseil. Glücklicherweise sollen die Schufte, die sie aufstellten, noch nie etwas gefangen haben.

Gegen 5 Uhr Nachmittags näherten wir uns schon Tagish.

Natürlich mußte gerade hier in den allerletzten kleinen Wassergraben noch Freund Skookum mit der Rückenlast hineinfallen, so daß wir die größte Mühe hatten, ihn abzuladen und wieder herauszuziehen. Die Pferde, die hinter ihm gingen, waren dadurch natürlich auch nervös geworden, wollten über den Graben nicht hinüber, so daß uns dieser kleine Zwischenfall so ziemlich eine Stunde aufhielt.

Die Dämmerung war inzwischen hereingebrochen, und die letzte Marschstunde bis Tagish durch die golden leuchtenden Pappelwälder war so schön, daß mir der Abschied von der Wildnis wirklich schwer gemacht wurde.

Auf der anderen Seite fühlte man sich aber doch auch wieder behaglich bei dem Gedanken, am Abend kein Zelt mehr aufschlagen zu brauchen, sondern in einer warmen Stube in einem richtigen Bett schlafen zu können.

In den Pappelbeständen hüpfen eine Menge Schneehasen herum, ohne irgendwelche Scheu vor dem Packzug zu zeigen; mir war aber nicht kriegerisch zu Mute.

Gerade im allerletzten Dämmerlicht kamen wir an den Fluß, packten rasch ab, und dann wurden die Pferde für 7—8 Monate in die goldene Freiheit entlassen.

Inzwischen traf auch gerade das Motorboot ein, das uns am nächsten Tag nach Carcroß bringen sollte, und ich ließ mich zu den Dixon's übersetzen, wo ich sehr freundlich aufgenommen und mit einem wunderbaren Abendessen traktiert wurde.

Nach einem ausgezeichneten Frühstück ging ich am nächsten Morgen mit Dixon herum und sah mit sein beneidenswertes Reich an.

Es liegt mitten im Walde an einer wunderhübschen Bucht, man hat es ebenso bequem, vom Boot aus Forellen zu fischen oder Enten zu schießen, wie in den Wald zu gehen und mit dem 22 er Waldhühner und Schneehasen zu jagen. Ich glaube, ich könnte es als

Gast da schon so etliche Monate aushalten! Auf der Veranda hängen die mächtigen Schaufeln eines Elches, den Dixon von dort geschossen, während er die Bucht durchran.

Die beiden etwa zehnjährigen Söhne beschäftigten sich mit weiter nichts als Jagen und Fischen, da für die Pelztierfarm täglich etwa 75 kg Fisch oder Wildbret gebraucht werden. Die armen Jungs werden sich schön unglücklich fühlen, wenn sie nächstes Jahr auf Schule nach Vancouver kommen! Mehr als die langen Reihen der Fuchs- und Nerzkäfige interessierte mich Dixons Pelzlager, denn neben der Pelztierzucht betreibt er auch noch einen Pelzhandel mit den Indianern des Inneren und zwar nach der Väter Weise auf dem Wege des Tauschhandels.

Die Menge der hereinkommenden Pelze soll auch hier von Jahr zu Jahr geringer werden, doch liegt das nicht wie bei den Sibern am Sinken der Preise, das spezielle Fangeexpeditionen von den Siedlungen aus unrentabel macht, sondern am wirklichen Rückgang der Pelztiere.

Wie mir schon Johnnie sagte, war auch Dixon der Meinung, daß daran nur in den siedlungsnahen Gebieten der verstärkte Fang schuld sei, weiter im Inneren aber die natürlichen Verhältnisse, hauptsächlich das periodische Auf und Ab des Bestandes an Nagern und Waldhühnern.

Außerdem hat natürlich den Silberfüchsen der zur Zeit der großen Haufe in Zuchtstämmen jahrelang betriebene Fang von lebenden Jungfüchsen im Sommer einen gewissen Abbruch getan. Er war sehr viel bequemer und obendrein auch einträglicher als die Pelzjagd im Winter mit ihren vielen Mühen und Entbehrungen.

Die Ausbeute dieser Winterjagden ist nebenbei meist unglaublich gering. So fing Johnnie in dem Winter, den er mit C. draußen im „Valley of the fighting bulls“ trappte, in vier Wochen nur fünf Füchse, 1 Marder, drei Bielfraße und eine Reihe von Hermelinen. Dabei gilt Johnnie als der geschickteste Fallensteller weit und breit. Peter, der letzten Winter sein Heil versuchte, kam nach vier Wochen ohne auch nur einen einzigen Pelz mitzubringen nach Hause. Ein besonderer Feind der Pelzjäger ist hier der Bielfraß,

der mit Vorliebe nachts die Fallenlinie absucht und etwa gefangene Tiere aus den Fallen herauschneidet und aufstift.

Ganz interessant erzählte Dixon von dem Auf und Ab der Hermetlinpreise im Zusammenhang mit dem Gesundheitszustand des Königs von England. Lauten hier die Nachrichten schlecht, wie etwa vor zwei Jahren bei der schweren Krankheit des Königs, so ziehen die Preise sofort an, denn die mit einem Thronwechsel verbundenen Feierlichkeiten verbrauchen die gesamte Weltproduktion eines Jahres.

Meinen Plan, noch einen Tag in Marsh lake auf Enten zu jagen, mußte ich leider wegen Mangel an Zeit aufgeben, schweren Herzens, denn schon hier zogen gestern Abend, als ich übersehte, die Enten wie die Bienen, und Dixon sagte mir, von meinen 300 Schrotpatronen, die ich mir extra hatte hierher nachschicken lassen, würde ich von einem Jagdtag auf Marsh lake nicht viel nach Hause bringen.

So sagte ich gegen Mittag den gastfreien Dignons Lebewohl, wir verstaute unsere sieben Zwerfchen im Motorboot und knatzen in Richtung auf den See los.

Draußen war so strammer Wind, daß wir lieber, um nicht zu tief zu liegen, den schwersten Teil der Ausrüstung am Ufer zurückließen, was sich später beim Passieren des Windy arm als äußerst weise erwies. Dieser lange, ganz schmale Arm zwischen steilen hohen Bergen scheint wie eine Art Windkanal zu wirken, es stand eine richtige See, und wir nahmen gründlich Wasser über, als wir ihn kreuzten.

In Carcross empfing mich G. schon in der eindrucksvollen Pracht des Kulturmenschen, rasiert, frisiert, mit Kragen und Krawatte, so daß ich mir ganz kümmerlich vorkam; er glich aber diesen demütigenden Eindruck durch einige wohlgelungene Martinis aus, denen wir dann zu Tisch einen wunderbaren, alten Pommery folgen ließen, den er in Witthehøse erbeutet hatte.

G. fuhr am nächsten Morgen schon um 7 Uhr mit Johnnie im Motorboot ab, um in den Bergen um den See noch zum letzten Mal sein Heil auf schwarze Bären zu versuchen, da er auf der Fahrt

den Hootalinqua hinab wohl zwei gesehen, aber keinen zur Strecke gebracht hatte.

Ich selbst ruderte am Nachmittag über den See, um mit Peter in den Pappelwäldern und Weidendickichten am anderen Ufer auf Schneehasen zu jagen. Die Pirsch war wirklich ganz lustig, denn die Hasen waren durch vieles Jagen dort ziemlich scheu und warteten nicht lang, wenn man herankam. Peter gelang es aber meist, sie, wenn sie abhoppelten, durch sanftes Pfeifen nochmals zum Stillstand zu bringen, so daß ich zu Schuß kam. Nachdem wir die offeneren Stellen abgepirscht hatten, drückte er mir noch ein paar Weidenpartien durch, wo ich auch noch mehrmals zu Schuß kam. Meine Strecke betrug nach zwei Stunden sechs Schneehasen und ein Waldhuhn, ein hübscher Abschluß der kanadischen Jagderlebnisse.

Ich vertrödelte den nächsten Vormittag so gut es ging, denn unser Zug ging statt um 10,30 erst um 3 Uhr nachmittags. Unter unendlichem Händeschütteln und Winkenchied ich von Carroß und seinen gemütlichen Bewohnern.

In Benett erwarteten uns G. und Johnnie am Bahnsteig. G. hatte zu meiner Freude noch riesiges Weidmannsheil gehabt und am Tag zuvor nicht nur den ersehnten schwarzen Bären, sondern außerdem noch einen Grizzly geschossen. Vom Zug aus konnten wir außerdem noch einen schwarzen Bären an dem Hang jenseits des Sees herumsteigen sehen, leider reichte die Zeit nicht mehr, hinüberzufahren und nach ihm aufzusteigen.

Ich hatte in meiner Handtasche noch eine Flasche Champagner mitgebracht, und wir leerten sie in einem kleinen Extrazimmer des Bahnhofes mit Johnnie und Lucy auf gutes Wiedersehen. Dann ein letzter Händedruck, ein letztes Winken, — und Canada lag hinter uns!

Wenn ich heute auf diese zwei Monate zurückblicke und versuche, sie gegen Jagderlebnisse in anderen Erdteilen abzuwägen, so wird mir immer wieder klar, wie schwer die mir oft gestellten Fragen: „Wo hat es Dir am besten gefallen“? und „Wo soll man jagen gehen“? zu beantworten sind. Ich muß ehrlich sagen, ich weiß es selbst nicht!

Tropen und Subarktis sind nun eben nicht miteinander zu vergleichen, afrikanischer Busch, innerasiatische Steppe und nördlicher Urwald haben so verschiedene und jedes in seiner Art so starke Reize, daß ich bis jetzt so glücklich war, mir nach jeder Expedition sagen zu können: „Dieses war nun das Allerschönste!“

So ist es mir auch mit Canada gegangen. Mir scheint, daß diese Monate völlig sorglosen und unkomplizierten Lebens, in denen die Gedanken sich neben der Jagd nur mit den einfachsten und nächstliegenden Dingen wie Marschroute, Lagerplatz, Pferdeweide und Verpflegung zu beschäftigen brauchten, etwas darstellen, das in seiner Art nicht mehr übertroffen werden kann. Auch die Jagd selbst wird doch, wenn eine gewisse Sätturtheit in Trophäen sich einstellt, immer mehr zu einer Quelle reiner Freuden. Die früher oft so nachhaltigen und bitteren Enttäuschungen, wenn man durch Pazerie oder widrige Umstände die ersehnte Trophäe nicht erbeuten konnte, so daß man schließlich eine ganze Expedition als einen Fehlschlag ansah, machen allmählich einem Lächeln über die eigene Ungeschicklichkeit Platz und der Einsicht, daß ein nicht erreichtes Ziel ja doch immer noch ein Ziel ist. Vielleicht schwindet dafür auf der anderen Seite diese überwältigende, heiße Freude früherer Jahre, wenn man endlich vor dem gestreckten Stück stand, aber ich nehme das gern in Kauf, und ich muß dankbar sagen, daß ich mich auch heute noch ganz barbarisch freuen kann, wenn ich etwas Gutes schieße.

Bei dieser Gelegenheit muß auch G. noch sein Teil abbekommen, trotzdem ich genau weiß, daß er mich am liebsten erschießen würde, wenn ich jetzt sage, daß ich, — auch wenn ich nicht sein Gast gewesen wäre, — diese Reise nie hätte ohne ihn machen mögen. Wir hatten schon in Asien durch Monate das Zelt geteilt, hatten uns gemeinsam mit den Räubern herumgeärgert und haben seitdem auf unsere glückliche Errettung manchen Trunk getan. Auch ihm ist bei seiner ziemlich bedeutenden und bunten Großwildstrecke die Trophäe nicht mehr alleiniger Endzweck der Jagd, so daß ich wohl sagen kann, daß bei jedem von uns die Freude, wenn der andere eine gute Trophäe heimbrachte, eine absolut ungetrübte war.

Ich glaube aber auch, daß derjenige, der dessen nicht von Anfang an unbedingt sicher ist, vor allem, wenn er einer ganz bestimmten Trophäe wegen ausgezogen ist, besser daran tut, allein zu jagen, denn man wird auch an einer durchschnittlichen egotischen Trophäe noch immer seine Freude haben, wenn man sich sagen kann: „Es war eben in dieser Gegend kein besserer Kopf zu erbeuten!“ Schießt dagegen der Partner vom gleichen Lager aus ein Rekordstück, so wird man die eigene schwächere Trophäe doch immer nur mit etwas gemischten Gefühlen betrachten.

Nicht ganz frei von latentem Jagdneid waren dagegen unsere beiden Getreuen, Johnnie und George; George jedenfalls war immer etwas säuerlich, wenn G. und Johnnie etwas Gutes geschossen hatten, besonders den Bären am Smaragdsee konnte er ihnen lange nicht vergeben, bei ihm und Johnnie war es doch aber eher ein anerkennenswerter Zug und zeigte ihren uneigennütigen Eifer, uns gut zu führen.

Sie waren überhaupt keine Burschen, alle vier, und wenn Georges Eigenheiten mich auch mitunter belustigt oder verdrossen haben, so werde ich den alten Knaben doch immer in der allerbesten Erinnerung behalten.

Ich habe im Laufe der Jahre eine sehr große Anzahl von Jagdführern aller Farbtöne ausprobiert, von denen manche ganz große Meister in ihrem Fach waren, aber ich glaube doch, daß ich unter ihnen allen, was Vielseitigkeit des Könnens auch unter schwierigen Verhältnissen anlangt, George die Palme zuerkennen muß. Vor allem habe ich immer die unglaubliche Sicherheit bewundert, mit der er von vornherein ansagen konnte, ob die Pirsch auf ein auf viele Kilometer Distanz entdecktes Wild Erfolg haben würde oder nicht. Wenn er sagte: „Kommen Sie, das Stück bekommen wir!“, so klappte es auch, ich habe es nicht ein einziges Mal erlebt, daß wir dann eine Fehlpirsch hatten. Bei den wenigen, die ich überhaupt erlebte, — es waren wohl nicht mehr als zwei oder drei — hatte er regelmäßig angesagt, daß der Ausgang zweifelhaft sei.

Natürlich bezieht sich das nicht auf die Bären, denn die sind eben derart unberechenbar in ihrem ganzen Benehmen, daß auch die

größte Erfahrung bei ihnen nichts nützt. Immerhin ist die Strecke von elf Bären, die C. und ich gemeinsam erzielten, doch ein Beweis, daß Johnnie und George auch mit ihnen fertig wurden!

Ich vermute, daß das Yukongebiet heute, wo Kamtschatka für den europäischen Jäger gesperrt ist, — ein diesbezügliches Gesuch von C. und mir wurde jedenfalls vom russischen Außen-Kommissariat abschläglich beschieden — neben Alaska das feinste Bärengebiet ist, das wir augenblicklich haben. Man kann dort wohl auch am ersten noch damit rechnen, einmal einen wirklich kapitalen Grizzly zu schießen, denn diese mächtigen Burschen von 6—8 Zentnern sind unter den Grizzlies ebenso selten wie unter den Hirschen solche von 10 kg Geweihgewicht. Dusel wird natürlich immer dazu gehören, denn während man z. B. während der Brunst sich seine Elchschauler unter Hunderten aussuchen kann, wird man schon von Glück sagen können, wenn man in zwei Monaten ein Duzend Grizzlies gesehen hat. Wer im westlichsten Zipfel des Gebietes jagt, kann außerdem auch noch damit rechnen, einem von den großen Alaska-Braunbären zu begegnen, die dort vereinzelt vorkommen sollen.

Herrlich muß die Jagd auf diesen Riesenbären im Frühjahr zur Zeit der Schneeschmelze an der Meeresküste sein, leider ist sie aber, wie alles besonders Schöne im Leben, auch besonders teuer.

Sicherlich ist das Yukongebiet heute eines der erstrebenswertesten Ziele für denjenigen Jäger, der die durch seine Entlegenheit bedingten Mehraufwendungen an Zeit und Geld nicht zu scheuen braucht. Man kann natürlich auch in den westlichen Gebirgsprovinzen von Canada Elch, Schaf, und Ziege, dazu evtl. auch noch Wapiti und Hirsch, erlegen, wobei das echte Dickhornschaf, das man dort erbeutet, als Trophäe entschieden höher einzuschätzen ist, als die nordischen Schafe, es fehlt diesen Gegenden aber wohl dieser letzte Hauch völliger Unberührtheit, der dem Reisen und Jagen im Yukongebiet seinen besonderen Reiz gibt. In dieser Hinsicht ist es bestimmt von keinem Land der Welt zu übertreffen! Mir scheint auch, daß der Traum vieler europäischen Jäger, im Norden von Sibirien in dieser Hinsicht das Ziel ihrer Sehnsucht zu finden, etwas abwegig ist. Menschenleer und unberührt sind beide Gebiete

im gleichen Maße, an landschaftlicher Schönheit und Wildreichtum dagegen, an Zahl wie an Arten, ist das Zukongebiet Sibirien weit überlegen.

Wer nur seine nach der Lizenz erlaubten Trophäen erbeuten will, für den sollten im Allgemeinen ca. sechs Wochen im Lande vollausgenügen. Er hat dann alle Zeit, sie sich mit Ruhe und Sorgfalt auszuwählen. Er muß sich dann allerdings statt des *Ovis fannini*, dem zuliebe wir den langen Marsch nach den Pelly-Bergen machten, mit dem ganz weißen *Ovis dalli* begnügen, dessen Einstände von Carcoß aus mit Packpferden in wenigen Tagen zu erreichen sind.

Kommt man gegen Ende August in Carcoß an, so kann man normalerweise in zehn Tagen seinen Abschluß an Schafen erledigt haben, macht am besten anschließend die Bootsfahrt auf Ziegen und Bären in den Bergen am See, die etwa vier bis fünf Tage dauert, und kann dann mit Pferden in ca. vier Tagen das beste Elchgebiet jenseits des Hootalinqua erreichen. Will man speziell einen starken Elch schießen, so muß man dort schon bis Mitte Oktober ausharren, denn die Brunst kommt erst um den 1. Oktober herum richtig in Gang. Das Wetter kann dann schon recht rauh sein, man hat aber dafür die Möglichkeit, eine große Menge von Schaafeln anzusehen, ehe man etwas schießt. Um diese Zeit, speziell nach den ersten Schneefällen, sind auch die Ausichten für Grizzly in den Hochlagen recht gut, ebenso für Caribou, das nächst den Bären immer der unsicherste Punkt im ganzen Jagdprogramm ist.

Mehr vielleicht, als all diese Trophäen wird aber doch später dem Jäger, sofern er kein ganz öder Schiesser ist, die Erinnerung bedeuten an eine Zeit unbeschreiblicher Sorglosigkeit, Freiheit und Ungebundenheit in diesen unbewohnten Weiten!

6. Kapitel

Ausrüstungsfragen, Jagdzeit, Jagdgesetz

Es ist mir immer als ein Mangel der deutschen Auslands-Jagd-literatur erschienen, daß in ihr so wenig über Ausrüstungsfragen zu finden ist. Der Jäger, der zum ersten Mal in unbekannte Länder hinauszieht, ist ganz darauf angewiesen, darin erst seine eigenen, oft recht schmerzhaften Erfahrungen zu sammeln.

Ich denke dabei in erster Linie an die klimatisch rauhen Gebiete im Norden der alten und neuen Welt, denn einmal ist ohne Zweifel für eine erfolgreiche Expedition dorthin die Frage absolut richtiger Ausrüstung ungleich schwieriger zu lösen als z. B. für die Tropen, dann aber sind gerade in Afrika in den letzten Jahren eine Unzahl deutscher Jäger gewesen, so daß wohl jeder, der heute hinausgeht, ohne Schwierigkeit jemand finden kann, der ihn in dieser Hinsicht gut berät.

Schließlich ist heute in Afrika sowohl wie in Indien die Ausrüstungsindustrie so hoch entwickelt, daß man im Allgemeinen besser tut, sich auf der Ausreise überhaupt nicht mit in Europa gekaufter Ausrüstung zu beschweren, sondern den Einkauf erst in Port Said mit dem Tropenhelm zu beginnen und im Landungshafen oder am Ausgangspunkt der eigentlichen Expedition seinen Kram zusammenzukaufen und ihn nach Beendigung der Expedition auch sofort wieder zu verkaufen.

Ähnlich liegen die Verhältnisse in Nordamerika. Die Ausrüstungsindustrie, speziell für den Winter im hohen Norden, ist dort durch die fortgesetzte Nachfrage der Pelzjäger usw. derart entwickelt, daß man selbst in kleineren Plätzen sich in wenigen Stunden auch für die längste und schwierigste Expedition bis ins Letzte ausrüsten kann.

Anders liegen die Verhältnisse in Asien oder auch schon in entlegenen Gegenden Europas. Dort muß man immer darauf gefaßt

sein, daß es an dem in Aussicht genommenen Ausgangspunkt nichts, aber auch garnichts zu kaufen gibt, und jedes beim Einkauf in Europa vergessene Ausrüstungsstück eben einfach nicht mehr zu beschaffen ist.

Man soll diese Gefahr nicht unterschätzen, denn es ist ein Irrtum zu glauben, daß, wenn der Jäger nur die „treue Büchse“ allen Zollbehörden zum Troß bis an den Ausgangspunkt glücklich durchgebracht hat, der jagdliche Erfolg nicht fehlen kann. Oft wird, so lächerlich es klingt, z. B. der richtige Schlassack für den Erfolg einer Expedition viel wichtiger sein als die richtige Büchse.

Hauptschwierigkeit für denjenigen, der noch nicht über persönliche Erfahrung verfügt, ist natürlich, herauszufinden, was er unbedingt braucht, und was nur bedingt. Sich in letzterem soweit als möglich zu beschränken, ohne etwas von den unbedingt erforderlichen Dingen fortzulassen, ist die ganze Kunst der Ausrüstung.

Ideal ausgerüstet ist der Mann, der sich am Ende der Reise sagen kann, daß er nichts vermißt hat, auf der anderen Seite aber 100% der mitgeführten Gegenstände auch wirklich gebraucht hat. Dies natürlich nur theoretisch gesprochen, denn in der Praxis ist es mir schon lieber, trotzdem ich Medikamente und Reparaturwerkzeuge zum unbedingt Erforderlichen rechne, wenn ich beides während der Reise nicht gebraucht habe.

Es soll daher im Folgenden überhaupt nur vom unbedingt Erforderlichen die Rede sein, und das auch nur, insoweit es sich in meiner Praxis als solches erwiesen hat.

Als das Wichtigste erscheinen natürlich zunächst für eine Jagdexpedition die Gewehre, und jeder Jäger, dem sich plötzlich die angenehme Möglichkeit einer solchen eröffnet, denkt ganz instinktiv: „was nehme ich da für Gewehre mit?“ Im Geist durchheilt er den waffentechnischen Teil der letzten Jahrgänge seiner Jagdzeitung, entsinnt sich dieser und jener besonders empfohlenen Spezialwaffe, bestellt, probiert, kauft, — und entdeckt schließlich in der Wildnis, daß sie ihn ebensowenig vor Fehlschüssen und häßlichen Nachsuchen schützen kann, wie jede andere. Ich möchte mich daher hier nur auf einige grundsätzliche Bemerkungen über Waffen beschränken.

Zunächst unbedingt erforderlich ist es, mindestens eine zuverlässige Reservebüchse mitzubringen. Dieselbe braucht garnicht einmal dieselbe Munition zu schießen wie die Nr. 1, da für die Reservebüchse immer, wenn man nicht gerade in Afrika ist, ein Patronenvorrat von 60 Stück genügen dürfte, der praktisch im Volumen der Ausrüstung keinen Unterschied macht. Natürlich ist es schön, wenn man sich zwei Schwesterbüchsen für eine solche Gelegenheit anschaffen kann, wer aber dazu nicht in der Lage ist, der nehme ruhig mit, was er gerade in seinem Gewehrschrank stehen hat, vorausgesetzt, daß es als zuverlässig erprobt ist.

Un sich ist es wohl überflüssig, deutschen Jägern Ratschläge über die mitzunehmenden Gewehre geben zu wollen, denn jeder, der mit irgendeiner Büchse auch nur drei Rehböcke geschossen hat, weiß nicht nur, daß sie gut, sondern daß sie besser ist, als alle anderen Büchsen, und daß das von ihm verwandte Geschos dem Duzend anderer für dieselbe Büchse verwendbarer Geschosse unbedingt überlegen ist.

Ich kann mir in dieser Hinsicht wohl auch kein Urteil erlauben, denn die wenigen Büchsen, die ich überhaupt in meinem Leben geführt habe, habe ich in der Regel einfach „von der Stange“ gekauft und dazu stets die landläufige Standardmunition des betreffenden Kalibers geführt. Ich will mich daher lediglich darauf beschränken, die Gewehre aufzuzählen, die ich selbst in der Regel mitführe und als für ihre Zwecke geeignet ausprobiert habe.

Auf der Pirsch führe ich auf alle Wildarten außer Kleinwild und dem Großwild im engsten Sinne des Wortes eine Repetierbüchse Cal. 7/64 mit Fernrohr, auf Nachsuchen und für getriebenes Wild eine Doppelbüchse Cal. 9,3 ohne Fernrohr und Stecher mit grober Emaille-Visierung und in Gegenden, wo ich nicht weiß, ob und auf was für Wild ich im Laufe des Tages zu Schuß kommen werde, einen Drilling mit eingelegtem 22 er-Lauf im rechten Schrotlauf. Besonders praktisch ist er auf Marschen und bei Streifzügen in der Nähe des Lagers, wo man in der Hauptsache Flugwild erwartet, gleichzeitig aber auch für stärkeres Wild vorbereitet sein muß.

Für die Jagd auf Elefanten und Büffel ist m. E. die schwere englische Doppelbüchse schon aus Gründen der persönlichen Sicherheit

unbedingt erforderlich. Das in Afrika viel verwandte Cal. 450 hat den Nachteil, daß ganz Britisch-Indien für die Einfuhr von Büchsen und Munition dieser Art gesperrt ist. Wer sich eine solche Büchse anschafft, hält sich also besser an Cal. 465. Es fällt mir oft auf, wie wenig noch immer für Expeditionen die Kleinkaliberbüchse Verwendung findet. Ich persönlich halte sie z. B. in der Ausrüstung für viel wichtiger als eine Schrotflinte.

Im Allgemeinen wird man dort, wo man auf Hoch- oder Großwild jagt, speziell wo Elefanten in Frage kommen, nicht gern mit der Schrotflinte herumknallen und muß daher auf das Flugwild, diese Zierde der Lagerküche, verzichten. Mit der Kleinkaliberbüchse kann man diesem Mangel ziemlich geräuschlos abhelfen und hat obendrein noch allerhand jagdliche Sensationen. Jedenfalls zählen manche meiner Perlhuhn- oder Steinhuhnpirschen mit zu meinen hübschesten jagdlichen Erinnerungen.

Natürlich nützt dem Jäger das beste Gewehr nichts, wenn er es nicht im guten Zustand bis an seinen Bestimmungsort bringen kann. Richtige und zweckmäßige Verpackung der Gewehre ist wichtig, man stößt aber gerade hierin bei Büchsenmachern wie Jägern oft auf die sonderbarsten Ideen. Jeder Büchsenmacher versichert zunächst, daß für einen längeren Seetransport die Gewehre unbedingt eingelötet werden müssen. Daran, was aus dieser Lötung bei einer unterwegs etwa notwendig werdenden Zollinspektion werden soll, denkt dabei niemand. Der Zollbeamte, der von sich aus die Kiste nach der Inspektion wieder zulötet, ist aber leider noch nicht erfunden.

Tatsächlich genügt es nach meinen Erfahrungen vollkommen, wenn die Gewehre gut eingefettet und ordentlich in Ölpapier gewickelt in eine gute feste Holzkrifte verpackt werden. Der Transport während der eigentlichen Expedition ist, soweit es sich nicht um Ripplaufgewehre handelt, schon schwieriger.

Die hier in Deutschland allgemein üblichen Leder- oder Segeltuchfutterale sind dafür vollständig ungeeignet. Sie mögen für eine Eisenbahnfahrt ausreichen, für einen wochenlangen Transport auf Tragtieren oder federlosen Karren sind sie aber gänzlich unzureichend.

Das einzig Geeignete hiefür sind die gewehrlofferartigen steifen Lederfuttermale, die aber im Allgemeinen in Deutschland schwer erhältlich sind. Zieht man dem Gewehr einen weichen Wollüberzug über und verstaft es dann in einem solchen Futteral, so kann es schon einiges an Schlägen und Stößen aushalten, selbst einen normalen Sturz des Tragtieres oder Karrens, mit dem man leider immer rechnen muß, wird es dann ohne weiteres überdauern, und man wird schließlich nicht am Ende des langen Marsches die betrübliche Entdeckung machen, daß die Brünierung bis auf unbedeutende Reste abgeschauert ist. Außerdem haben diese Futtermale den Vorteil, verschließbar zu sein, was im Interesse der Reservebüchse, die man im Lager zurückläßt, sehr begrüßenswert ist. Außer diesem Reiseumfutteral ist ein gewöhnliches Leder- oder Segeltuchfutteral nützlich für die Fälle, wo man das Gewehr von einem berittenen Begleiter tragen läßt. Diese haben nämlich in der Regel eine stille Freude daran, das Gewehr beim Reiten taktmäßig an den Sattel anschlagen zu lassen, was dem äußeren Zustand des ersteren, auf den man auch unter solchen Umständen ruhig noch immer einen gewissen Wert legen kann, nicht gerade zuträglich ist. Zugleich wird es in der Steppe vor unnötiger Verstaubung geschützt.

Für das Tragen des Gewehres am Sattel ist am praktischsten ein Karabinerschuh, wie ihn die englische und amerikanische Armee führt, d. h. ein flaches festes Lederfutteral, das bis zum Kolbenhals reicht und den Schaft frei läßt. Man muß es nur so am Sattel tragen, daß es weder Pferd noch Reiter stört, d. h. daß bei Repeaterbüchsen der Kammergriff außen und das Gewehr unmittelbar unterhalb des Knies des Reiters unter dem Sattelblatt liegt. Ob man im übrigen das Gewehr rechts oder links am Sattel, oder die Mündung nach oben, unten, vorn oder hinten zeigend, trägt, ist völlig gleichgültig. Ich selbst trage es am liebsten links und mit der Mündung nach hinten zeigend, so daß ich beim Herausziehen gleichzeitig das Pferd halten kann.

Wer ohne vorherige reiterliche Praxis auf eine berittene Expedition geht, der sollte sich übrigens von Anfang an daran gewöhnen, ebenso von rechts auf- und abzusetzen wie von links.

Am praktischsten für die behandelten Zwecke scheinen mir die amerikanischen Sättel, sowohl das Armeemodell als auch die großen Texas-Sättel zu sein. Einmal sind sie durch ihre Konstruktion besser als die englischen für das Tragen des Gewehrs geeignet, und weiter haben sie die große Annehmlichkeit, von Natur mit einer Unzahl von Rohhautriemen versehen zu sein, mit deren Hilfe man seine sämtlichen irdischen Güter an ihnen befestigen kann. Man kann so sein Roß in einen richtigen Weihnachtsbaum verwandeln, was sehr wesentlich ist, da man beim Reisen mit Packpferden keine Möglichkeit hat, während des Marsches irgend etwas aus den Packs herauszubekommen. So ist man meist darauf angewiesen, außer der Büchse auch noch Kino- und Bildkamera, Fernglas, Teleskop, Zielfernrohr, Angelrute, Regenmantel und was man sonst über Tag zu gebrauchen gedenkt, aufzuschmalen.

Im Gegensatz zu den Gewehren sollte die Munition stets in Blechpackung mitgeführt werden, und zwar am besten in Blechschachteln, die etwa zwei der bei uns üblichen Kugelpatronenpackungen fassen. Die Schachteln müssen mit Deckeln mit übergreifendem Rand versehen sein und werden durch einen darum geklebten Isolierband gedichtet. Man kann so eine Schachtel Patronen aus der Blechpackung herausnehmen und sie dann wieder dicht machen. Außerdem kann man diese Schachteln dann sein Lebelaug immer für diesen Zweck benutzen. Man achte nur darauf, daß die Schachteln aus starkem Blech gemacht werden, denn schwache Blechschachteln sind merkwürdig wenig widerstandsfähig.

Nächst den Gewehren sind wohl die wichtigsten technischen Ausrüstungsgegenstände Ferngläser und Kamera. Ebenso wie bei den Gewehren ist deshalb m. E. die Mitnahme von Reservoglas und Reserverkamera unbedingt nötig. Einmal sind Gläser gegen starke Erschütterungen wie etwa Sturz des Jägers im Gebirge oder ähnliches nicht ganz unempfindlich, d. h. sie verlieren dadurch ihre Zentrierung, so daß man sie nur noch einäugig benutzen kann, was recht störend ist. Ich trage deshalb im Gebirge auch niemals das Zielfernrohr auf der Büchse, sondern in der Brusttasche meines Jagdrucks, und setze es erst unmittelbar vor dem Schuß auf.

Vor allem ist es aber zweckmäßig, mit dem Reserveglas, so lange man es nicht selbst braucht, den Führer auszurüsten.

Für das Entdecken von Wild auf große Entfernungen, das in vielen Gegenden der Schlüsselpunkt der ganzen Jagd ist, wird es ihm oft nützlich sein, und er braucht nicht erst, wenn er irgendwo in der Ferne einen verdächtigen Punkt sieht, — und der Führer sieht ihn i m m e r eher als der Jäger, darüber gebe man sich keinen Täuschungen hin, — sich das Glas des Jägers ausbitten oder diesem umständlich erklären, wohin der das Glas zu richten hat. Außer dem Doppelglas mit 6—8 facher Vergrößerung gehört zur Ausrüstung unbedingt noch ein Teleskop von 25—40 facher Vergrößerung. Bei der Hochgebirgsjagd muß man oft schon auf Entfernungen von vielen Kilometern sein Wild so weit ansprechen, daß man sich darüber schlüssig werden kann, ob es eine vielstündige Klettertour lohnt. Hat man sich hierin getäuscht, so ist in der Regel ein ganzer Jagdtag verloren. Ich selbst kenne aus Erfahrung nur die ausgezeichneten Teleskops von Roß-London, kann daher über deutsche Fabrikate nichts sagen.

Die Frage der Reservekamera ist leicht gelöst, da man gebrauchte Kameras einfachen Modells, wie sie für diesen Zweck vollkommen ausreichen, heute überall um einen geradezu lächerlich geringen Preis bekommen kann. Was man für Kameras mitnimmt, ist Geschmackssache. Ich selbst benütze ausschließlich die Plaubel'sche „Makina“ (6 : 9 cm) und zwar trage ich sie auf der Jagd stets mit einem kurzen Tele-Objektiv ausgestattet in einer Wildledertasche am Gürtel, so daß ich für jede Wildaufnahme sofort bereit bin. Normaloptik und Filter habe ich im Lederetui des Tele-Objektivs in der Tasche.

Von den Gewehren zur persönlichen Ausrüstung. Im Allgemeinen wird hierin am ersten jeder Jäger seine eigenen Erfahrungen gesammelt haben, ich will mich deshalb nur auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken und auf ein paar praktische Dinge hinweisen, die vielleicht nicht allgemein bekannt sind.

Grundsätzlich sollte man sich für Gegenden, deren klimatische Verhältnisse man nicht ganz genau kennt, besonders gegen Kälte und

Nässe rüsten, denn durch sie erleidet man sonst die sichersten und schwersten Niederlagen. Ist es warm und trocken, um so besser! Die umsonst mitgeführte Winterkleidung reut mich deshalb nicht. Kleidung und Wäsche im übrigen ganz nach persönlichem Geschmack.

Fangen wir von oben an. Über Hüte brauche ich wohl nichts zu sagen. Es ist selbstverständlich, daß man zur Jagd in den Bergen nicht gerade einen dunkelfarbigem Sombrero trägt, der wie eine drohende Gewitterwolke über den Felsen auftaucht, ehe der darunter befindliche Jäger selbst den ersten Blick hinüber tun kann. Auch ohne ihn wird man noch oft genug bedauern, daß die Augen nicht eine Handbreit höher im Kopf sitzen.

Am praktischsten ist natürlich eine Schirmmütze von unauffälliger graubrauner Farbe, aber sie ist nicht jedermanns Geschmack. Ich selbst habe am liebsten gar nichts auf, sondern trage nur für Regen, Sturm oder blendende Sonne einen kleinen leichten Filzhut gerollt in der Tasche, den ich vor vielen Jahren unter dem kühnen Namen „Gipfelsürmer“ einmal in München erstanden habe.

Was den Anzug anlangt, so bin ich kein Freund der weichen schottischen Tweeds, zum mindesten nicht für die Hosen. Sie sind in erster Linie zu winddurchlässig; setzt man sich ins Feuchte, so hat man augenblicklich die Quittung, und jeder Dorn und jede Klette faßt unter Garantie. Außerdem, und das ist vielleicht das Schlimmste, stechen die Mücken hindurch. Ich ziehe deshalb Hosen aus grauem nicht zu schweren Cord vor, dazu eine Lodenjacke von unauffälliger Farbe mit möglichst vielen großen Taschen. Nach meinen Beobachtungen ist es praktisch, Jacke und Hose nicht von dem gleichen Stoff zu haben, zwei verschiedene Farbtöne lösen die Konturen des Jägers im offenen Gelände besser auf.

Für die Hosen habe ich nach vielem Herumprobieren den Breecheschnitt doch als das Praktischste gefunden und zwar mit langer, bis auf den Knöchel herabreichender Stulpe. Man kann sie so sowohl mit Wicelgamaschen als auch einfach mit übergeschlagenen Sohlen tragen. Natürlich müssen sie so weit geschnitten sein, daß sie zum Bergsteigen ebenso bequem sind wie zum Reiten. Knie- und Ge-

fäßbesatz aus ganz dünnem Stoff mit einer Zwischenlage von Deltuch sind praktisch.

Dazu starke olivgrüne oder lakifarbene Hemden ohne Manschetten und mit festgenähem Kragen. Letzteres ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit, denn es gibt im Lager leider keinen Nachttisch, auf den man Abends die Kragenköpfe deponieren kann. Außerdem wird man sich sehr schnell angewöhnen, den Kragen offen zu tragen, wohingegen ohne Kragen zu gehen nicht gerade reizvoll ist. Bei aller Wäsche muß man daran denken, daß sie beim Waschen im Lager auf das Greulichste mißhandelt wird, daher nur dauerhaftes Material! Ich verzichte darum schon auf die so angenehmen feinen wollenen Leibchen und trage starke Baumwolle, trotzdem sie sicherlich weniger gut gegen Erkältungen schützt.

Als Mantel halte ich für das Allerpraktischste einen schweren Trenchoat mit einknöpfbarem Kamelhaarfutter. Natürlich darf es nicht ein solches modisches Bierstück sein, wie es jetzt die Mädchen in Berlin auf dem Kurfürstendamm unter diesem Namen tragen. Er muß vor allem zwischen Bezug und Futter noch eine Lage Deltuch haben, die ihn erst wirklich wind- und regendicht macht. Ein solcher Mantel ist ungeheuer warm, dabei leicht, so daß man ihn ständig auf dem Sattel aufgeschnallt tragen kann, angenehme Sitzgelegenheit auf nassem Boden und auch gegen sonstige Mißhandlungen unempfindlich. Nebenbei ein hervorragendes Kopfkissen für die Nacht. Nimmt man das Kamelhaarfutter heraus, so ist er ebenso leicht und bequem auf dem Rucksack mitzunehmen wie ein Lodenmantel. Als Pelz kauft man sich am besten an Ort und Stelle den landesüblichen unbezogenen Schafpelz.

Nun noch ein Wort über Strümpfe. Man kann im Allgemeinen gar nicht genug Strümpfe mithaben, wenn man nicht gerade zu den Kunststopfern aus Passion gehört. Lange Strümpfe, so schön sie sind, sind aus diesem Grunde unpraktisch, da das unbedingt nötige Quantum zuviel Platz einnimmt. Außerdem schützt ein Strumpf im Gegensatz zur Wickelgamasche nicht unbedingt vor Schlangengiß. Ich habe Wickelgamaschen von je gehabt, habe aber mit der Zeit doch herausgefunden, daß sie das einzig Praktische für solche

Zwecke sind. Man hüte sich, aus Sparsamkeitsgründen alte Strümpfe mitzunehmen, erstens wärmen sie nicht so wie neue, und dann kann man sich jeden Abend im Lager mit Stopfen belustigen. Nur wollene Strümpfe, am besten von verschiedenen Stärken, außerdem ganz dicke Stifocken.

Sehr wichtig ist die Wahl der richtigen Schuhe. Sie wird sich im Wesentlichen nach der Art des zu begehenden Geländes richten. Geht man in die Berge, so sollte man, wenn sie auf der Karte auch noch so harmlos aussehen, stets ein paar gute schwere Nagelschuhe dabei haben. Deren Fehler kann den Jäger unter besonderen Gelände- verhältnissen schon in mäßigen Höhen vollkommen um den Erfolg bringen.

Auf der Naturjagd, die sich — wie vermutlich auch die Steinbockjagd — auf reinem Fels abspielt, habe ich mit bestem Erfolg Kletterschuhe mit Hanfsohlen benutzt. Man geht in ihnen ganz geräuschlos und auf Stein sehr sicher, dabei sind sie sehr angenehm durch ihre Leichtigkeit, ebenso sind sie während der Trockenzeit in der Steppe eine ideale Fußbekleidung, und man kann einen beliebigen großen Vorrat davon mitnehmen, da sie sehr leicht und billig sind.

Das genaue Gegenteil davon sind die bis zur halben Wade reichenden Gummi-Schnürstiefel, die schon seit vielen Jahren zu meinem eisernen Bestand gehören. Man kann sie sowohl ganz aus Gummi als auch mit Gummifuß und Lederschaft haben. Letztere sind leichter, dafür aber bei längerem Stehen im Wasser nicht unbedingt dicht. Für die häufige Jagd in sumpfigen Niederungen, Märsche auf aufgeweichten Straßen usw. sind diese Stiefel nach meinem Geschmack ideal. Ich weiß, daß gegen sie ein weit verbreitetes Vorurteil besteht, man sagt ihnen nach, sie seien zu schwer, erhitzen den Fuß zu sehr usw. Ich habe von all diesen Übelständen nie etwas gemerkt, erinnere mich aber noch mit Grausen der Zeiten, als ich in der Elchjagdzeit jeden Morgen in ein paar nur halb getrockneter Lederstiefel fahren mußte, in denen ich schon nach einer Minute eiskalte Füße hatte. Nasse und kalte Füße sind mir nun mal ein Greuel, und das mühevollen und trotzdem unzureichende Trocknen nassen Stiefel am Feuer belustigt mich auch gar nicht. Natürlich müssen

die Gummistiefel groß genug sein, um zwei Paar gute Wollstrümpfe und eine Filzsohle darin tragen zu können.

Ich komme aus diesem Grunde auch allmählich für die wirkliche Wildnis immer mehr von Lederschuh ab. Es gibt dort kein Zwischending zwischen trocken und naß. Ist es trocken, so genügen Kletterschuhe oder die in Nordamerika sehr verbreiteten Segeltuchschuhe mit Gummisohlen, und ist es naß, so schützen nur Gummistiefel.

Ganz unsinnig sind Schuhe mit ungenagelten Ledersohlen; diese werden durch das ständige Gehen auf Gras oder Fichtennadeln bei trockenem Wetter mit der Zeit so glatt, daß man sich direkt in ihnen spiegeln und auch an einem mäßig steilen Grashang einfach nicht mehr fußen kann.

Ausgezeichnet sind dagegen eng und scharf gerieifte Kieppgummisohlen, besonders, wenn sie sich nicht schon nach 8 Lagen vorn an der Spitze vom Schuh zu lösen anfangen, was ihre besondere Leidenschaft ist. Man bedrohe daher seinen Schuhmacher entsprechend! In manchen Gebirgsformationen sind sie, wenigstens bei trockenem Wetter, selbst Nagelschuhen vorzuziehen.

Zweckmäßig ist es, beim Jagen in den Bergen ein zweites Paar Strümpfe im Rucksack zu haben, für das fast täglich notwendige werdende Durchwaten von Bächen. Barfuß ist es oft wegen der Glätte oder Schärfe des Gerölls fast unmöglich, während es in Strümpfen ziemlich gut geht.

Nagelschuhe haben schließlich noch den Vorteil, länger zu halten als alle anderen Schuhe, so daß, wenn diese durch besondere Umstände einmal während der Reise zu Bruch gehen, die Nagelschuhe die ultima ratio sind, die den Jäger vor dem Barfußlaufen bewahrt.

Unbedingt erforderlich sind ferner ein Paar Winterstiefel, in denen man mehrere Paare schwere Wollstrümpfe oder besser noch einen leichten Filzsocken tragen kann. Das einzig brauchbare Modell, das ich bisher kennenlernte, ist der sogenannte Norweger Schuh, den in Skandinavien im Winter jeder Mensch trägt, während man ihn hier nur selten sieht. Der Vorteil dieses Schuhs besteht darin, daß er infolge seines besonderen Schnitts bei großem Innenraum

eine verhältnismäßig kleine Sohlenfläche hat, dadurch sehr leicht ist und beim Gehen in schwierigem Gelände nicht hemmend wirkt. Für die eigentliche Jagd ist er weniger nötig als für lange Ritte und vor allem für die Abende im Lager. Lager, ganz gleichgültig, ob im Freien, im Zelt oder einer Hütte, haben immer den Nachteil, empfindlich fußkalt zu sein, und es ist daher zweckmäßig, noch ehe die Füße zu Eiszapfen werden, sich dagegen zu schützen, indem man entsprechende Schuhe und Strümpfe anzieht. Daß man hierbei, auch wenn man keine nassen Füße hat, stets die Strümpfe wechseln muß, weiß wohl jeder.

Bei großer Kälte kann man auch je nach Landesbrauch Filzstiefel, Mocassins oder die daheim überall erhältlichen hohen Lammsfell-Hauschuhe verwenden. Sie vertragen nur alle absolut keine Nässe.

Ebenso wichtig wie die richtige Kleidung ist für kalte Gegenden ein richtiger und zuverlässiger Schlaffack. Als Material kommt dafür in erster Linie Schafspelz, Renttierfell, und Eiderdaunen in Frage. Das Wärmste von allen dürfte wohl der Schafspelz sein, vorausgesetzt, daß er von Schafen stammt, die in sehr rauhem Klima aufgewachsen sind. Seine Nachteile sind demgegenüber, daß er sehr schwer und voluminös ist, so daß man z. B. einen solchen Schlaffack nicht mehr auf den Sattel aufschnallen oder im Rucksack mitnehmen kann, ferner, daß bei großer Kälte sich durch die Körperausdünstung und Atemfeuchtigkeit im Inneren leicht Reif bildet. Diese Gefahr ist sehr viel geringer bei Renttierfell, das dafür aber sicherlich weniger warm ist. Außerdem haart Renttierfell fortgesetzt, allerdings ohne daß das ungemein dichte Haar dadurch merklich dünner wird. Dabei ist ein Renttierschlaffack leicht und wenig voluminös.

Ich persönlich benutze seit langem einen Eiderdaunen-Schlaffack vom Sporthaus Schuster in München, mit dem ich außerordentlich zufrieden bin. Der Schlaffack wiegt in seiner starken Segeltuchhülle ca. 6 kg und ist sowohl auf dem Sattel wie auch im Rucksack bequem unterzubringen, dabei bequem und angenehm im Gebrauch und für normale Kälte immer ausreichend.

Für starken Wind oder Kälte von mehr als 20 Grad reicht na-

türlich keiner der vorgenannten Schlaffsäcke unbedingt aus; man muß sich schon im Inneren entsprechend rüsten.

Viele Jäger haben das Bestreben, sich auch bei Kälte für die Nacht möglichst weit auszuziehen. Ich halte das für ein verfehltes System, denn mir scheint es wichtiger, nicht zu frieren als unbehindert zu liegen, und die Klagen der Unglücklichen, wenn sie früh dürftig bekleidet aus dem Schlaffsack heraus und in die eiskalten Sachen hineinsteigen müssen, sind oft wirklich herzerreißend.

In Nordamerika bekommt man heute wohl die besten Eiderdaun-Säcke, da sie dort bei Weißen wie Indianern fast ausnahmslos in Gebrauch sind. Das beste Modell soll „Woods Arctic Eiderdown Sleeping Robe“ sein, das in zwei Ausführungen, einer schwereren und einer leichteren, hergestellt wird. Ich würde persönlich mich immer für das schwere Modell entscheiden, denn es ist wichtiger, in der Kälte warm als in der Wärme kühl zu liegen. Was den Schnitt anlangt, so ziehe ich den ringsum geschlossenen, mit einem verschließbaren Längsschließ zum Einschliefen versehenen Schlaffsack dem einfachen offenen Sack vor. Letzterer hat den Nachteil, den Kopf nicht richtig zu schützen, so daß man immer noch eine wollene Zipfelmütze tragen muß, außerdem ist das Einsteigen auf dem ohnehin immer etwas wackligen Feldbett gar nicht einfach. Den längsgeschnittenen Sack kann man dagegen bei großer Kälte vollkommen zumachen und sich im Bedarfsfalle nur ein kleines Atemloch offenhalten, an dem man von Zeit zu Zeit wie ein Seehund Luft holt. Natürlich kommt man dabei im Schlaf manchmal in die Gefahr des Ersticken, aber ich habe es bis jetzt, wie man sieht, immer noch rechtzeitig bemerkt. Unbedingt nötig ist, gleichgültig ob auf dem Boden oder im Feldbett, eine warme Unterlage. Praktisch ist dafür eine knapp daumendicke Filzdecke, die wenig Platz beansprucht, oder ein Stück Rentierfell. Schläft man auf dem Boden, so ist eine Luftmatratze eine große Unnehmlichkeit, da sie alle Unebenheiten automatisch ausgleicht. Praktisch sind Matratzen mit Wülsten an beiden Seiten, damit man nachts nicht hinunterrollen kann, sowie einem abgeteilten Kopfkissen, das man gesondert aufblasen kann. Wem das Aufblasen zuviel Mühe macht, der kann

auch eine Schaumgummimatte verwenden. Die Frage, ob man ein Feldbett mit führt oder nicht, hängt im Wesentlichen auch von den Transportmöglichkeiten ab. Eine Unnehmlichkeit ist es ohne Zweifel, man ist der Kälte und Nässe des Bodens, die auch die beste Unterlage nicht ganz abhalten kann, mehr entrückt; außerdem zieht es meist, wenn man das Zelt nicht eingegraben hat, gerade unten am Boden ganz erbärmlich. Unbedingt nötig ist es aber nur dort, wo man gezwungen ist, unter einem Moskitoneß zu schlafen, denn dieses bekommt man beim Schlafen am Boden nie so dicht, wie es nötig ist, um auch über Tag Schlangen und Skorpionen den Zutritt zum Schlafsack zu verwehren. Bei dieser Gelegenheit eine Warnung: man hüte sich, im Zelt auf der Suche nach irgendwelchen verschwundenen Gegenständen in dunkle Ecken, hinter Gepäckstücke oder unter das Bett zu tasten, wenn man nicht statt der gesuchten Hausschuhe plötzlich eine Kobra oder Puffotter in der Hand haben will. Erfahrung hat mich in dieser Hinsicht vorsichtig gemacht.

Für unbedingt erforderlich halte ich im Gegensatz zum Feldbett einen bequemen Sessel mit Segeltuchsiß und Rücken- und Armlehnen. Wenn man müde von langer Jagd oder anstrengendem Marsch ins Lager kommt und hat dann eine Kiste oder einen Koffer als einzige Sitzgelegenheit, so freut einen das nicht so besonders. Einen vorzüglichen, bequemen Zeltstuhl mit Arm- und Rückenlehnen macht die Firma Robert Reichelt in Berlin. Dieser Stuhl ist den sonst üblichen englischen Zeltesseln dadurch weit überlegen, daß man ihn nur aufzuklappen braucht, während man bei dem englischen Modell erst das Gestänge zusammenstecken muß, was man im Anfang meist verkehrt macht. Einen Liegestuhl kann man sich ruhig sparen; wenn der Lehnstuhl noch nicht bequem genug ist, der legt sich am besten gleich ins Bett.

Nun ein Wort zur Verpackung der Ausrüstung. Die Dinge, die ich täglich zur Hand haben muß, wie Tagebuch, Reservefilm, Reservemunition, Gewehrpuß- und Präparierbesteck, Angelzeug usw. transportiere ich in einem starken Lederhandkoffer von ungefähr 60 : 40 : 20 cm, der gerade noch in eine Packkiste hineinpaßt.

Man kann dafür natürlich auch einen Blechkoffer gleicher Größe wählen. Daneben habe ich einen normalen Tropen-Blechkoffer und ein bis zwei Waschtaschen aus starkem Segeltuch. Große Säcke sind ausgesprochen unpraktisch, man nehme lieber zwei kleine statt eines großen, außerdem soll der Querschnitt nicht rund sondern länglich-viereckig sein, da sie sich dann sehr viel besser auf Tragtiere verpacken lassen. Runde Säcke tragen immer unnötig auf. Das Waschzeug verwahrt man am besten in einer Metall-Waschschüssel mit übergeschnalltem ledernen Deckel.

Die Frage der Verpflegung ist für eine Expedition von einigen Wochen ebenso leicht zu lösen, wie sie für ebenso viele Monate schwierig ist. Nach meinen Erfahrungen verlangt der Körper in den ersten Wochen einer solchen Reise weiter nichts, als satt gefüttert zu werden. Womit das geschieht, ist ihm dabei ziemlich gleichgültig. Später kommt dann der Moment, wo die auch bei dem besten Koch unvermeidliche Eintönigkeit der Lagerkost ein Nachlassen des Appetits hervorruft. Das Essen schmeckt auf einmal nicht mehr recht und man weiß selbst nicht, warum. Dafür meldet sich plötzlich ein heftiges Bedürfnis nach bestimmten Dingen, meist Süßem, Scharfem oder Sauerm, und es ist die ganze Kunst der Ausrüstung, neben den Calorien gebenden Grundstoffen von diesen Reiz- oder Genußmitteln die richtige Auswahl in seinen Kisten zu haben.

Ich habe in dieser Hinsicht sehr viel von Roy Chapman Andrews gelernt, der mir seine auf Grund zehnjähriger Expeditionserfahrung in Innerasien zusammengestellten Verpflegungslisten zur Verfügung stellte.

Die Basis der Verpflegung auf einer Jagdexpedition soll natürlich das geschossene Wild bilden. Es empfiehlt sich aber trotzdem, einen Posten Fleisch- oder Wurstkonserven mitzunehmen, denn es kommen Tage, wo man nichts schießt, wo keine Zeit oder Gelegenheit zum Kochen ist, und schließlich ist man auch ganz froh, wenn man nicht alle Tage das zähe Wildbret kauen muß.

Ich bin in dieser Hinsicht recht glücklich dran, indem ich monatelang mit stets gleicher Passion dreimal täglich Cornedbeef essen

kann. Ich nehme also persönlich an Fleischkonserven lediglich viel Cornedbeef in kleinen Büchsen mit. Es ist und bleibt die konzentrierteste und dabei billigste Fleischnahrung.

Mindestens ebenso wichtig ist die Brotfrage. Man lasse jeden Koch, ehe man ihn engagiert, zur Probe über dem offenen Feuer backen, man kann sonst Entsetzliches erleben. Man soll sich aber auch hierin bis zu einem gewissen Grade unabhängig machen durch Mitnahme einer eisernen Ration von Dauerbrot. Absolut ideal ist hierfür das flache schwedische Hartbrot, es ist, wenn richtig verpackt, unbegrenzt haltbar und dabei wenig voluminös. Man muß es aber von Schweden oder Deutschland mitnehmen, da man es im Ausland schwer bekommt. Gut sind demnächst die amerikanischen Sodabiscuits in großen Blechschachteln.

Kartoffeln mitzubhaben ist natürlich eine schöne Sache, nur sind sie leider recht schwer und voluminös. Immerhin kann man wenigstens einen kleinen Vorrat davon für besondere Gelegenheiten mitnehmen, denn nachdem man sie einen Monat entbehrt hat, sind sie eine Delikatesse erster Ordnung. Nur muß man sie natürlich bei Kälte möglichst im Schlaffack unterbringen, damit sie nicht erfrieren. Einen leidlich guten Erfaß bilden Trockentartoffeln. Weicht man sie zu einem steifen Brei und brät diesen dann in der Pfanne, so haben sie immerhin eine gewisse Ähnlichkeit mit Bratkartoffeln. Sehr wichtig ist, eine gehörige Menge Zwiebeln mitzubhaben. Sie sind schließlich das einzige Frischgemüse, das man haben kann, und das Bedürfnis danach steigert sich mit der Zeit, bis man schließlich mit Behagen in die rohen Zwiebeln hineinbeißt. Trockenzwiebeln sind ein guter Erfaß.

Von Konservengemüsen halte ich nicht viel, sie sind zu voluminös und können trotzdem Frischgemüse niemals ersetzen. Außerordentlich praktisch sind nur die amerikanischen dicken Bohnen mit Speck in kleinen Büchsen von Heinz. Sie sättigen ungeheuer, und man kann sie ebensogut kalt wie warm essen, daher für Jagd und Marsch gut geeignet. Im übrigen Dörrgemüse und Hülsenfrüchte, wie Bohnen, Erbsen, Linsen. Hülsenfrüchte haben leider den großen Nachteil, daß sie sehr lange kochen müssen, so daß sie für Marschtage nicht in

Frage kommen. Sonst sind sie dem Dörrgemüse unbedingt vorzuziehen.

Die fehlenden Kartoffeln muß in erster Linie der Reis ersetzen. Unbedingt nötig, um ihn dauernd zu ertragen, ist dazu viel Curry und Mango-Chutny. Außerdem Maccaroni, Spaghetti, Nudeln usw. Als Kochfett habe ich neben dem persönlichen Bedarf an Butter und Bratspeck das amerikanische Crisco als praktisch empfunden. Ein Quantum frischer Eier mitzubringen ist angenehm, und sie nehmen in Sägemehl verpackt nicht einmal viel Platz ein. Natürlich zerfrieren sie leicht.

Für eingemachte Früchte gilt dasselbe wie für Gemüse: zu voluminös. Trotzdem sollte man für Krankheitsfälle wenigstens ein paar Büchsen davon mitnehmen. Im Übrigen viel getrocknete Früchte sowohl als Rohkost als auch für Kompott. Dieses ist ein besonders wichtiger Posten auf der Verpflegungsliste, da gekochtes Dörrobst gleichzeitig das Bedürfnis nach vegetarischer Nahrung wie nach Süßigkeit befriedigt. Ein wirklich gutes Gericht gibt es nur ab, wenn man es zwölf Stunden vor dem Kochen einweichen kann. Am besten geeignet zum Kochen sind m. E. Dörräpfel bester Qualität, in denen keine Reste von Kerngehäusen mehr enthalten sind, sowie Aprikosen. Man kann auch gut beides miteinander mischen.

Als Rohkost eignen sich am besten große Pflaumen, Feigen und Rosinen. Ich persönlich ziehe Traubenrosinen allem anderen vor und kann mich davon ziemlich ausschließlich ernähren, nehme daher davon immer ein besonders großes Quantum mit, aber das ist Geschmackssache.

Das allmählich immer größer werdende Bedürfnis nach Süßigkeit befriedigt man am besten durch Marmelade, Ahornsirup, Schokolade und ganz ordinäre Lutschnbonbons. Die nötige Schärfe geben englische Saucen, Tomaten-Catchup, Pickles, hierunter besonders empfehlenswert die sauren Zwiebeln von Heinz, die oft wahre Lebensretter sind.

Wichtig ist, genügend Käse mitzunehmen, und zwar in Büchsen mit kleinen Staniolpackungen, die man mit auf die Jagd nehmen

kann. Mit einem solchen Stück Käse, etwas Brot, Schokolade und einer Handvoll Rosinen oder Dörrobst ist man auch für die anstrengendste Tagesstour immer ausreichend gerüstet.

Wer sie mag, nehme reichlich Sardinen und andere Büchsenfische mit. Was man trinken will, hängt ganz vom persönlichen Geschmack ab. Tatsache ist, daß Kakao am nahrhaftesten ist, und man wird im allgemeinen nach längerem Lagerleben wohl von selbst darauf abkommen, auch wenn man ihn zu Hause niemals anrührt. Außerdem hat er den Vorteil, Sumpfgeschmack des Wassers besser zu verdecken als Tee und Kaffee. Milch braucht man für die als Basis des Frühstückes sehr zu empfehlende Hafergrütze. Es macht dabei keinen Unterschied, ob man sie in Form von Milchpulver oder von ungesüßter, eingedickter Büchsenmilch mitnimmt.

In meiner Feldflasche nehme ich nie etwas anderes als Wasser mit. Mit dem Trinken auf der Jagd ist es eine eigene Sache. Im allgemeinen wird gesagt, man solle möglichst wenig trinken, ich glaube aber, die Naturen sind darin verschieden. Ich persönlich trinke in der Hitze oder bei anstrengendem Steigen geradezu ungeheuerlich viel, da ich das Gefühl habe, daß starkes Schwitzen meine Leistungsfähigkeit erhöht.

Im Norden wird man vielfach keine Feldflasche brauchen, da man aus jedem Bach trinken kann. Hier ist ein Gummibecher in der Tasche sehr brauchbar, da aus dem Jagdhut zu trinken zwar sehr stillvoll, aber nicht besonders hygienisch ist.

Nimmt man Alkohol mit, so genügt im allgemeinen eine Flasche Whisky oder Cognac pro Woche. In Ländern, wo das Gesetz den Eingeborenen, mit denen man jagt, den Alkohol verbietet, verzichtet man am besten selbst auch ganz darauf.

Über Küchenausrüstung nur wenige Worte. Man denke daran, daß das tägliche Ausschütten und Hineinschmeißen in die Küchekiste, das jeder Koch mit großem Schwung tut, auf die Dauer nur die allerstabilsten Gegenstände aushalten, und führe daher nur solche mit. Das gilt vor allem für das Aluminiumgeschirr, das es in harten und weichen Legierungen gibt. Die weichen Legierungen sind besonders leicht, aber vollkommen unbrauchbar. Schon nach

einer Woche ist alles bis zur Unkenntlichkeit verbeult, während die harten Legierungen zwar etwas schwerer, dafür aber ziemlich unbegrenzt haltbar sind. Kann man gutes Aluminiumgeschirr nicht bekommen, so ist starkes Emaillegeschirr immer noch am besten, Bratpfannen sollten an ihren Stielen immer Ringe haben, durch die man einen Stock als Verlängerung strecken kann, da sie sich sonst am offenen Feuer schlecht hantieren.

Bestecke möglichst nicht mit Metallgriffen, da man sonst bei großer Kälte in Handschuhen essen muß.

Sehr wichtig ist, eine Anzahl guter Messer zum Abhäuten und Zerwirken von Wild mitzuhaben. Es kommt dabei hauptsächlich darauf an, daß die Schneiden das richtige Maß von Krümmung haben, um die Gefahr des Einschneidens in die Decke möglichst zu reduzieren, die besonders bei Bären besteht, die man Zoll für Zoll aus der Decke schärfen muß.

Alle geraden, dolchartigen Messer, wie die bayrischen Nicker usw., sind deshalb völlig unbrauchbar, praktisch dagegen die richtigen Fleischmesser in einer gewöhnlichen Lederscheide. Ihr Nachteil ist, daß die Klingen etwas dünn und biegsam sind, wenn man sie einmal zum Holzspalten oder ähnlichem benutzen will. Umgekehrt sind die Klingen der breiten Kanadiermesser, die an sich eine gute Form haben, etwas zu stark, was die Messer unnötig schwer macht. Ich persönlich benutze am liebsten die schwedischen Messer mit Birkenholzgriff und breiter Klinge. Sie haben eine gute Form und halten den Schnitt ausgezeichnet. Unbedingt erforderlich ist ein kleiner Weßstein, den man in einer Lederhülse in der Tasche tragen kann, da bei jedem größeren Stück, wenn man schnelle und saubere Arbeit machen will, mehrmaliges Schärfen des Messers nötig ist. Die Reiseapotheke läßt man sich am besten von einem Arzt zusammenstellen. Je einfacher desto besser, man weiß sonst schließlich selbst nicht mehr, welches Medikament man im entscheidenden Augenblick anwenden soll. Verbandzeug, Desinfektionsmittel, Stopf- und Abfuhrmittel, Essigsäure Tonerde in Tabletten, Übermangansäures Kali gegen Halsentzündungen und die sehr lästigen Zahnfleischablösungen, die sich mit der Zeit durch das ständige Rauen von

zähem Fleisch einstellen, Fieber- und schmerzstillende Mittel, Fieberthermometer und Gummiwärmer für den Magen, das ist im allgemeinen mein Bestand. Dazu der „ärztliche Ratgeber für Übersee und Tropen“ von Dr. Hauer. Ich will diese Ausrüstung aber nicht als vorbildlich bezeichnen. Wichtiger als all dieses ist eine robuste Gesundheit und ein gutes Vertrauen dazu. Nebenbei sind richtige Kleidung und gute Ernährung die besten Vorbeugungsmittel gegen Krankheit.

Nächst der Apotheke für den Jäger kommt die für sein Handwerkszeug. An den Gewehren wird im allgemeinen nicht viel zu tun sein, wenn man für Notfälle eine Reservebüchse mithat. Es kann aber auch in Ländern mit sehr scharfen Waffenbestimmungen, wie z. B. China, passieren, daß man nur für eine Büchse die Waffenlizenz bekommt. In diesem Falle ist es unbedingt nötig, die wichtigsten Reserveteile mitzubringen, d. h. bei Mauserbüchsen Schlagbolzen- und Zubringerfeder, sowie Auszieher und Schlagbolzen, evtl. auch ein ganzes Reserveschloß. Ferner ein Reservekorn. Natürlich sind all diese schönen Dinge gänzlich nutzlos, wenn man nicht weiß, wie man sie einzusetzen hat. Außerdem sollte man einen Satz Handwerkszeug für Arbeiten an Gewehren, Gläsern und Kameras mitnehmen, und zwar gutes und brauchbares Handwerkszeug, z. B. keine hübsch polierten Schraubenzieher, die dafür bereits der ersten etwas feststehenden Schraube zum Opfer fallen. Wichtig sind feine Metallfeilen, denn es ist mitunter nötig, sich selbst irgendwelche Ersatzteile zurechtzufeilen, und es ist unglaublich, was man in der Not darin leistet. Ich hatte im Stechschloß einer meiner Büchsen Jahre hindurch ein Leil, das mir ein hilfsbereiter Missionar aus einem Stück Konservenbüchse zurecht gefeilt, nachdem meine eigene Kunst versagt hatte.

Die Fragen von Zelt und Zelteinrichtung sind mehr als alles andere von den Transportmöglichkeiten abhängig.

Im allgemeinen kann man sich beim Reisen mit Packpferden, Kamelen oder Karren am ersten einen gewissen Luxus leisten, der sich besonders bei längeren Reisen als höchst angenehm erweist. Beim Reisen mit Trägern in menschen- und nahrungsarmen Gebieten,

bei Kanu- und Hundeschlittenreisen dagegen wird man sich auf das Allernotwendigste beschränken müssen. Außerdem sprechen dabei noch Dauer der Reise, Klima, Beweglichkeit und die Wohnverhältnisse in dem bereisten Land selbst eine gewisse Rolle. Hat man in Aussicht, die für Jagd- und Sammelzwecke stets nötigen Standlager in Ortschaften aufschlagen zu können, wo man in Häusern, Hütten oder Jurthen wohnen kann, so genügt für die Marschtage ein verhältnismäßig kleines und primitives Zelt, das meist auch den Vorteil hat, sich besonders leicht aufstellen und auch wieder abbrechen zu lassen.

Hat man aber die Aussicht, für eine ganze Reihe von Monaten nur im Zelt zu wohnen, dort auch in den Standlagern die ganze Arbeit zu erledigen, Besuche zu empfangen usw., so warne ich drin vor einem zu kleinen Zelt, das man womöglich noch mit einem Partner teilen muß.

Über die Art der mitzunehmenden Zelte läßt sich generell überhaupt nichts sagen. Sie hängt vollkommen von den lokalen Verhältnissen ab, und man tut daher am besten, die nötigen Zelte erst an Ort und Stelle zu kaufen oder zu mieten. Die Zelte, die man im amerikanischen Waldland braucht, sind für die sturmgepeitschten Hochflächen Innerasiens völlig unbrauchbar, und die Tropen erfordern wieder andere Zelttypen.

Sehr angenehm ist es, außer dem eigentlichen Wohnzelt noch ein sogenanntes Patrouillenzelt mitzubringen, d. h. ein Zelt von nur 1 m Firshöhe und 4—5 kg Gewicht, gerade groß genug, daß zwei Mann darin liegen können. Dies Zelt sollte unbedingt eine eingnähte Bodendecke aus bestem wasserdichtem Stoff haben. Solche Zelte sind fast unentbehrlich für Jagdausflüge von mehreren Tagen mit nur einem Begleiter.

Für Zeltöfen gilt dasselbe wie für die Zelte selbst. Der in der Waldregion des nördlichen Kanada und Alaska allgemein gebrauchte ausgezeichnete Yukon-Ofen ist z. B. für die innerasiatische Steppe, wo man nichts als Kameldung zum Feuermachen hat, vollkommen unbrauchbar.

Im allgemeinen wird man die Feuerstelle im größten Zelt haben,

wo gekocht und gegessen wird, und über Nacht die Mannschaft liegt. Für das eigene Schlafzelt ist es im Waldland eine große Unnehmlichkeit, abends gleich nach dem Lagermachen einen anständigen Holzstoß dicht vor dem Zelteingang zu schichten und ihn vor dem Schlafengehen anzuzünden. Man kann so in strahlender Helligkeit und Wärme seine Abendtoilette machen, und ich muß sagen, es gehört für mich zu den angenehmsten Momenten des Lagerlebens überhaupt, dann warm und behaglich im Schlaffack zu liegen und dem Verglimmen des Feuers zuzusehen, bis Sterne und Nordlichter wieder zu ihrem Recht kommen und man langsam einschläft.

Wenn man es ganz raffiniert machen will, so kann man auch zwei Holzstöße vor dem Zelt schichten und den zweiten früh beim Wecken anzünden lassen. Als Zeltbeleuchtung habe ich immer nur Kerzen benutzt, da sie am besten transportabel und am leichtesten aufzustellen sind. Praktisch ist es, ein bis zwei stabile Sturmlaternen in der Ausrüstung zu haben für Nachtmärsche, Lagermachen im Dunkeln usw.

Eine Klapplaterne oder Taschenlampe im Rucksack zu haben, ist natürlich ein angenehmes Gefühl, wenn man das Lager nicht mehr vor Dunkelheit erreichen kann. Sie ist aber in der Hauptsache nur dort brauchbar, wo man in der Dunkelheit einem bestimmten Pfad zu folgen hat. In der weglosen Wildnis benötigt man meist doch irgendwelche Landmarken, wie etwa die Silhouette irgend eines Berges oder ähnliches, was man beim Gehen ohne Laterne auch noch gegen einen dunklen Nachthimmel erkennen kann, während beim Gehen mit Laterne alles, was außerhalb ihres Leuchtbereichs liegt, in undurchdringliches Dunkel gehüllt ist.

Als Letztes sei noch empfohlen die Mitnahme eines großen Stückes wasserdichten Zelttuches. Man kann damit in regnerischen Nächten die aufgestapelten Lasten im Lager bedecken, ein behelfsmäßiges Zelt daraus errichten, es als Badewanne benutzen, indem man ein flaches Loch in den Boden gräbt und es damit auslegt, und viele andere nützliche Dinge.

Jetzt noch ein paar Worte über die Präparation von Trophäen. Die meisten Jäger halten das sachgemäße Präparieren von Tro-

phäen für eine Art schwieriger Geheimwissenschaft und glauben, daß dazu — wie es in früheren Zeiten von reichen Sportsleuten meist gehalten wurde — die Mitnahme eines besonderen Präparators notwendig sei.

Andererseits nehmen sich viele Jäger, die zum ersten Male hinausgehen, nicht die Zeit und Mühe, sich vorher bei einem guten Präparator in der Heimat gründlich ausbilden zu lassen, sondern nehmen nur die verschiedensten obendrein noch überflüssigen Chemikalien mit hinaus, ohne genau zu wissen, welche Wirkung sie haben, und in welchen Fällen daher das eine oder andere Mittel anzuwenden ist.

Ich bin überzeugt, daß jeder gute Präparator hier in Deutschland gegen die Zusicherung, daß ihm die auf einer Expedition anfallenden Trophäen zur Montage überlassen werden, gern bereit ist, den betreffenden Jäger vorher, soweit es nötig ist, im Präparieren auszubilden und zu instruieren. Der Betreffende muß nur selbst das nötige Material an Säugetieren und Vögeln aus dem eigenen Revier oder vom Wildhändler beschaffen, um ständig Arbeitsmaterial zu haben, denn vom bloßen Zusehen erlernt man das Präparieren ebensowenig wie irgendeine andere Fingerfertigkeit im Leben, und die etwas schwierigen Griffe, besonders beim Balgen von Vögeln, gehen einem erst richtig in Fleisch und Blut über, wenn man sie selbst oft genug durchgemacht hat. Auch die für die Schaffung einer größeren Sammlung unerläßliche Geschwindigkeit der Arbeit kann man nur durch ständiges und andauerndes Üben sich aneignen und erhalten.

Auf der anderen Seite ahnen wohl wenig Jäger, welchen Dienst sie der Wissenschaft durch das Mitbringen von zoologischem Material jeder Art aus wenig begangenen Ländern erweisen. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: Schädel und Häute von für die Lagerfüche erlegtem Wild, die gewöhnlich, da sie keinen Trophäenwert haben, fortgeworfen werden, sind den Museen meist besonders willkommen, da gerade weibliche oder junge Stücke mancher Wildarten in den Sammlungen fehlen.

Als Trophäen für sich selbst wird der Jäger im allgemeinen nur

die Schädel und Decken oder wenigstens Kopfdecken der erlegten Stücke mitnehmen wollen. Die Präparation ist hier verhältnismäßig einfach.

Schädel werden nicht abgekocht, da danach meist die Zähne ausfallen, sondern roh entfleischt und getrocknet. Wo man mit Packpferden durch schwieriges Gelände zu reisen hat, wird es oft nicht möglich sein, große Geweihe wie von Elch, Caribou oder Wapiti im Ganzen mitzunehmen. Will man Köpfe montiert haben, so genügt es, eine verhältnismäßig kleine Stirnplatte am Geweih zu lassen und sie dann mit der Säge in der Schädelnaht zu spalten, so daß man die Stangen getrennt verpacken kann. Will man den ganzen Schädel mitnehmen, so spaltet man ihn ebenfalls am besten mit der Säge in der Schädelnaht, und zwar muß man zuerst den Schnitt über Stirn und Nasenbein vorsägen, damit er genau in der Mitte verläuft. Beim Elch, der ein sehr kurzes Nasenbein hat, kann man außerdem noch unterhalb desselben die ganze Nase absägen, um sie daheim wieder anzusetzen. Es ist nicht angenehm, seine Trophäen so zerstückeln zu müssen, mitunter bleibt aber keine andere Wahl.

Nun über das Konservieren der Häute ein paar Worte, da man immer wieder von heimischen Präparatoren die Klage hört, daß gerade zu den kapitalsten Trophäen oft die Kopfdecken in einem geradezu erbarmungswürdigen Zustand hereinkommen. Die Unglückspräparatoren müssen dann mit Engelsgeduld Haare aufkleben und einsetzen, Schnitte in den empfindlichen Teilen wie Lippen, Windfang, Lider, Lauscher mit den raffiniertesten Mitteln unsichtbar zu machen suchen und bringen als Lohn aller Mühen doch nur einen Kopf heraus, der so aussieht, als ob die Motten schon seit Jahren darin gewütel hätten. Dabei dürfen sie meist die durch schlechte Konservierung verursachte erhebliche Mehrarbeit garnicht in Rechnung stellen, denn der glückliche Erleger murrte ohnehin schon bei der Abnahme über das mottenfräßige Scheusal, das er sich an die Wand hängen soll.

Mein Rat ist daher folgender: Entschließe Dich, ehe Du hinausgehst, welchem Präparator Du nach Deiner Rückkehr Deine Trophäen anvertrauen willst, teile ihm das mit und bitte ihn, Dich ein

paar Lage an von Dir selbst beschafftem Material in seiner Werkstatt und unter seiner Aufsicht arbeiten zu lassen. Er wird Dir zeigen, worauf es ankommt, und Dir genau sagen, wie Du die Häute schneiden und konservieren sollst. Ob Du darüber hinaus noch das Bälgemachen von Kleintieren und Vögeln erlernen willst, um für Museen oder auch für Dich selbst zu sammeln, ist Geschmacksache. Es erfordert immerhin erheblich mehr Übung und Technik als das Konservieren größerer Häute, man hat aber dadurch in den jagdfreien Zeiten oder Tagesstunden immer eine angenehme oder nützliche Beschäftigung.

Zum Schluß noch eines: Das Wesen des Konservierens von Häuten ist Salz, Salz und nochmals Salz. Reduziere, wenn Du Dich im Gepäck einschränken mußt, lieber die Mehlration, aber nimm genügend Salz mit! Den ausgestandenen Hunger hast Du schnell vergessen, aber ein aus Mangel an Salz schlecht konservierter Kopf sieht Dich Dein ganzes Leben lang vorwurfsvoll von der Wand an! Laß Dir auch nicht vorreden, daß es ein Zuviel an Salz für eine Haut gebe, das ist Unsinn!

Alaun, früher viel verwendet, ist vollkommen verderblich für alle Häute. Es verhindert zwar das Ausfallen der Haare, nimmt aber der Haut jede Dehnbarkeit, so daß sie auf einen modellierten Kopf niemals richtig aufgezogen werden kann. Es mag sein, daß es in sehr heißem, feuchten Klima, wo die Häute sehr schnell schlecht werden, unentbehrlich ist; ich habe darin persönlich keine Erfahrung, da ich aus Afrika wie aus Asien meine Häute auch ohne Alaun stets tadellos nach Hause gebracht habe. In den Tropen kann es bei feuchter Witterung vorkommen, daß eine stark gesalzene Haut nicht mehr trocknen mag, sondern immer wieder Wasser zieht. In einem solchen Fall kann man das Salz ruhig auswaschen, es hat seine Wirkung getan, und die Haut trocknet dann tadellos.

Für kleine Häute, die man nicht salzt, sowie für die besonders gefährdeten Stellen großer Häute, wie Lippen, Lauscher usw., verwendet man arsenisaures Natron oder Kali zum Vergiften.

Näher auf die Technik des Konservierens einzugehen, würde über den Rahmen dieses Buches hinausführen.

Ein Wort jedoch noch über die wichtigsten Erscheinungen aus dem Jagdgesetz des Dukongebietes und über die Jagdzeiten.

Personen, die nicht im Dukongebiet ihren ständigen Wohnsitz haben, dürfen nur in Begleitung eines behördlich konzessionierten Jagdführers jagen.

Schonzeiten: Bison: vollkommen geschützt
 Elch, Caribou, Hirsch, (Schwarzwedel), Bergschaf, Ziege: 1. März bis 1. August.
 Pelztragende Tiere, d. h. Luchs, Otter, Vielfraß, Fuchs, Marder, Nerz, Biber, Moschusratte: ca. 1. April bis 15. November.
 (variiert nach Arten und Gebieten)
 Bär, Wolf, Coyote: dürfen das ganze Jahr erlegt werden.

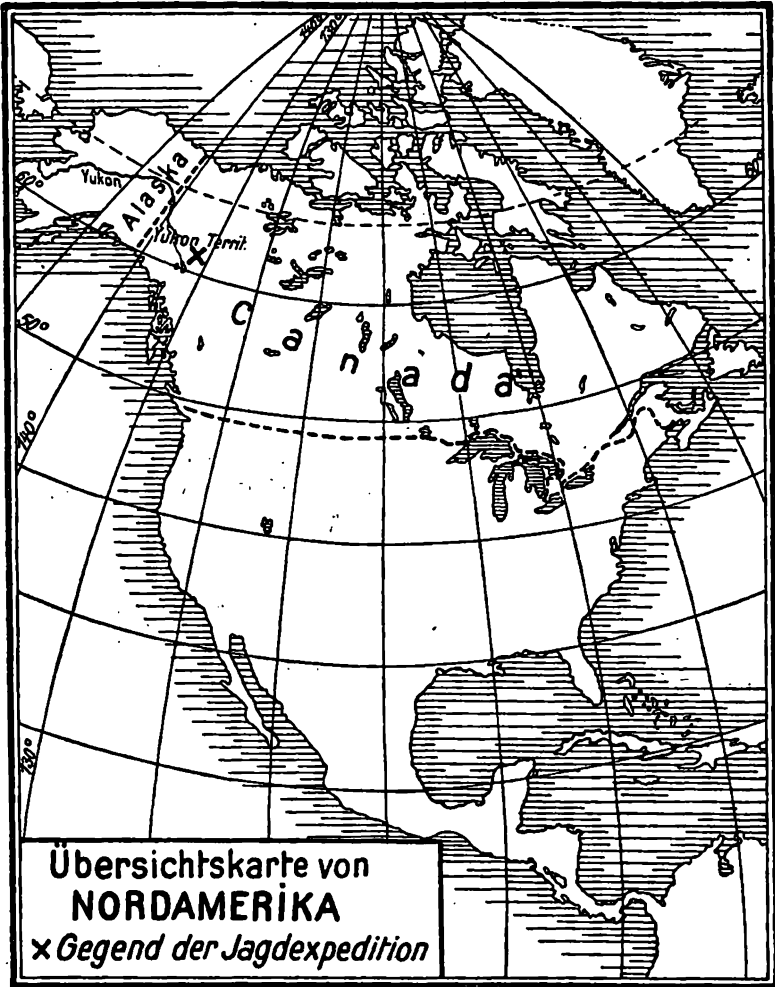
Jagdchein: Die Gebühr beträgt für Ausländer 100 Dollar. Der Jagdchein ist gültig für die Dauer des Kalenderjahres, in dem er ausgestellt ist.

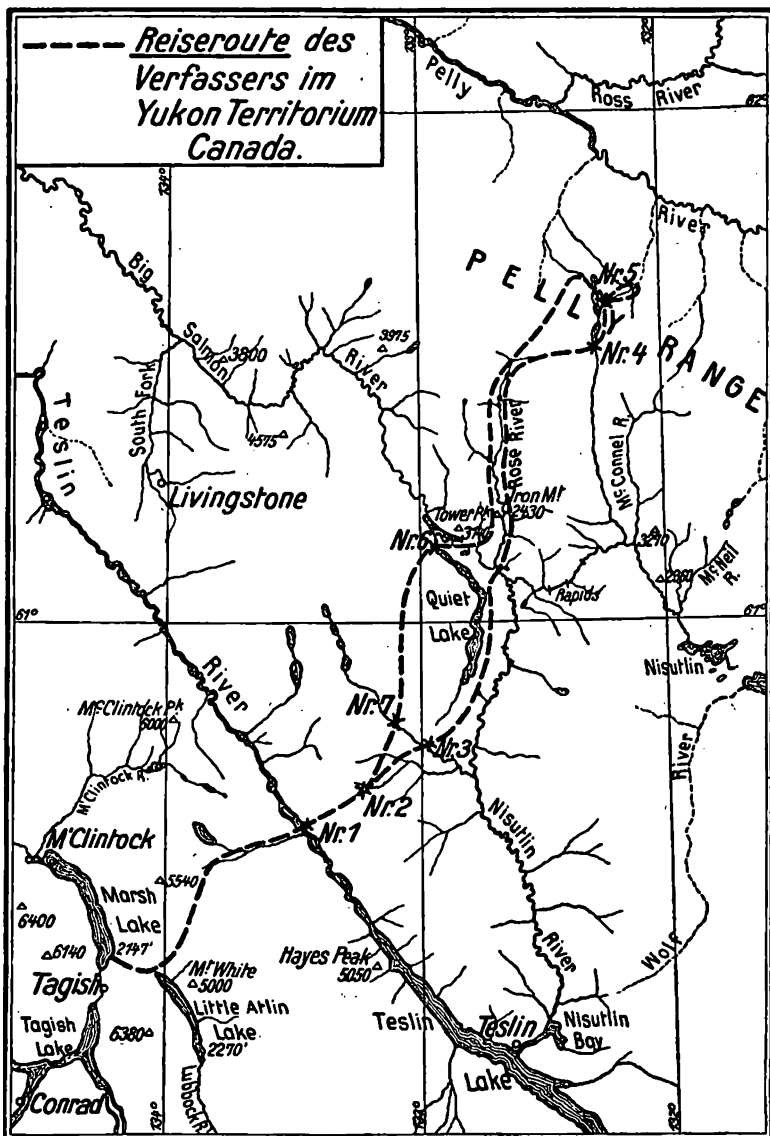
Auf den Jagdchein dürfen erlegt werden:
 1 Elch — 2 Caribou — 2 Hirsche — 1 Bergschaf — 1 Ziege.

Gegen Zahlung einer Zusagegebühr von 25 Dollar je Kopf:
 1 Elch 2 Caribou 2 Hirsche 1 Bergschaf
 1 Ziege.

Wild zu Ernährungszwecken: Ohne Rücksicht auf die Schonzeiten dürfen von Reisenden im Inneren des Landes Tiere zu Ernährungszwecken erlegt werden. Die Ausfuhr von Trophäen solcher Tiere ist jedoch nicht gestattet.

Für wissenschaftliche Zwecke kann der Gold-Kommissar Erlaubnis zum Sammeln von Tieren und Eiern auch außerhalb des Rahmens der vorstehenden Bestimmungen geben.





Nr. 1. Suicide Cabin. Nr. 2. Valley of the fighting bulls. Nr. 3. Goldgräberlager Iron Creel. Nr. 4. Wildschaffee. Nr. 5. Lager der heulenden Wölfe. Nr. 6. Landenge Quiet Lake. Nr. 7. Lager der Bären- und Cariboujagden.

Erinnerungen bekannter Jäger

Bunte Strecke

Aus dem Leben eines ostpreussischen Jägers. Von Manfred von Kobylinski. Mit zahlreichen Abbildungen auf Tafeln. Geb. etwa Rm. 7,50

Der alte Jäger

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Forstrat Dr. Georg Escherich. Zweite Auflage. Mit 16 Tafeln. Gebunden Rm. 7,50

Birschen und Böcke

Von Friedrich von Gagern. Zweite Auflage. Mit 16 Tafeln. Gebunden Rm. 9,—

Im Zauber der Karpathen

55 Jahre Waidwerk von Oberst a. D. August von Spieß. Zweite Auflage. Mit 32 Tafeln. Gebunden Rm. 7,—

Sieben Kugeln und mehr

Aus meinem Jagdtagebuch. Von Maximilian von Rogister. Zweite Auflage. Mit 24 Tafeln. Gebunden Rm. 5,50

Glückliche Tage

Jagdgeschichten aus fünf Jahrzehnten. Von E. Graf Silva Tarouca. Zweite Auflage. Mit 16 Tafeln. Gebunden Rm. 5,85

Das Schwarzwild

Naturbeschreibung, Hege und Jagd. Von R. Sneathlage. Mit Zeichnungen von Karl Wagner. 1935. Gebunden Rm. 7,80

Der deutsche Edelhirsch

Ein Lebensbild. Von Dr. Luq Heel, Direktor des Zoolog. Gartens, Berlin. Mit etwa 80 z. T. ganzseitigen photogr. Aufnahmen aus deutschen Wildbahnen. 1935. Geb. etwa Rm. 12,—

Diana, Pubertus und Ich

Von D. Caminacci. Zweite Auflage. Mit 32 Tafeln. Geb. Rm. 7,—

Erinnerungen eines alten Jägers

Von Leopold Nostig. Rieneck. Mit 58 Textabb. Geb. Rm. 12,60

Waidmannsfahre im Wandel der Zeiten

Von Ernst Johann Faber. Mit Textabbildungen von W. Buddenberg und 16 Tafeln. Geb. Rm. 7,—

Silberstifte auf meinen Büchsen

Erinnerungen eines rheinischen Waidmanns. Von Albert Freiherrn von Boeselager. Mit 16 Tafeln. Gebunden Rm. 4,50

Aus meinem Jägerleben

Von Ferdinand F. v. Hildebrandt. Mit 15 Kunstdrucktafeln. Gebunden Rm. 4,05

Erinnerungen, Beobachtungen und Gedanken eines Tiroler Jägers

Von Prof. Dr. Siegmund Schumacher. Mit 8 Tafeln. Geb. Rm. 3,—

Kein Peger, kein Jäger

Handbuch der Wildhege für waidgerechte Jagdherrn und Jäger von E. Graf Silva Tarouca. Zweite Auflage. Mit 18 Textabbildungen. Gebunden Rm. 7,20

Der Gebrauchshund,

seine Erziehung und Dressur. Von Hegendorf. Fünfte, neubearbeitete Auflage. Mit 79 Textabbildungen. 1935. Gebunden Rm. 8,75

Jagd- und Reiseswerte

Tiere wie sie wirklich sind

Von Prof. Dr. L. Heß. Mit 75 meist ganzseitigen photographischen Tierbildern. Gebunden Rm. 4,80

Berge, Buddhas und Bären

Forschung und Jagd im geheimnisvollen Tibet. Von Ernst Schäfer. Mit 32 Tafeln. Gebunden Rm. 5,70

Aus einem verschlossenen Paradiese

Von Dr. Arthur Berger. Vierte Auflage. Mit 121 Abbildungen auf Tafeln u. einer Karte. Geb. Rm. 10,—

In Afrikas Wildkammern als Forscher und Jäger

Von Dr. Arthur Berger. Dritte, neubearb. Auflage. Mit 122 Abbildungen auf 80 Tafeln. Geb. Rm. 10,—

In Tälern und Höhen des Himalaja

Jagden und Reisen in Kaschmir, Ladak und Baltistan. Von Hans Meyer-Fllmersdorf. Nach den Tagebüchern herausgegeben von Dr. A. Berger. Mit 40 Abbildungen und Zierleisten. Gebunden Rm. 8,—

Von entlegenen Pfaden

Afrikanische Skizzen. Von P. E. von Gontard. Mit 93 photographischen Abbildungen u. 26 Zeichnungen. Gebunden Rm. 4,80

Verlorene Heimat

Als Schutztruppler und Farmer in Südwest. Von Wilhelm Matzenklodt. Mit einem Geleitwort von Hans Grimm und Textillustr. von H. A. Ufchenborn. Geb. Rm. 7,—

In den Wildnissen Afrikas und Ostens

Jägererlebnisse. Von Hermann von Bissmann. Mit 28 Vollbildern und 42 Textabbildungen von Wilhelm Ruhner. Dritte Auflage. Gebunden Rm. 15,—

Im Reiche des Kondor

Von Rudolf von Goldsch. Mit 87 Abbildungen und Zierleisten von Karl Wagner. Gebunden Rm. 10,—

Auf Hochwild in Canada

Waidwerk in der Wildnis British Columbiens. Von A. Bryan Williams. Mit 60, Abbildungen auf Tafeln und 1 Karte. Geb. Rm. 13,—

In Kanadischer Wildnis

Trapper- und Farmerleben. Von Max Otto. Zehnte Auflage. Mit Kapitelleisten und zwei farbigen Tafeln von Karl Wagner, 62 Abbildungen und 1 Karte. Gebunden Rm. 8,—

In Canadas Arwäldern und Prärien

Erlebnisse und Streifzüge eines Trappers und Farmers. Von Max Otto. Fünfte Auflage. Mit Kapitelleisten von Karl Wagner und 39 Abbildungen. Gebunden Rm. 8,—

Mit der Büchse in fünf Weltteilen

Von Paul Niedeck. Fünfte Auflage. Mit 15 Kapitelleisten von Karl Wagner und 116 Abb. auf 62 Tafeln sowie 1 Karte. Gebunden Rm. 14,40

Kreuzfahrten im Beringmeer

Neue Jagden und Reisen. Von Paul Niedeck. Dritte Aufl. Mit 15 Kapitelleisten von Karl Wagner und 55 Abb. auf 48 Tafeln. Geb. Rm. 7,—

Ausgerechnet Canada

Mit lachenden Jägeraugen durch Prärie und Busch. Von E. Mehrhardt-Ihlow. 7.—11. Laufend. Mit humoristischen Zeichnungen von Karl Wagner. Gebunden Rm. 5,40

Auf Bummel und Birsch in Canada

Von E. Mehrhardt-Ihlow. Mit humoristischen Zeichnungen von Karl Wagner. Gebunden Rm. 5,40

Canadisches Nocturno

Ein Trapper-John in nordischer Wildnis. Von E. Mehrhardt-Ihlow. Mit humoristischen Zeichnungen von Karl Wagner. Gebunden Rm. 5,40

Die Jagdklassiker

Diezels Niederjagd. Vierzehnte Auflage der Originalausgabe. Herausgegeben von Forstmeister Ernst Kluge. Mit 24 zum Teil farbigen Kunstdrucktafeln und 242 Textabbildungen. Gebunden Rm. 19,80

Die Hohe Jagd. Herausgegeben von ersten deutschen Jagdschriftstellern. 5. Auflage. Mit 271 Textabb. und 32 zum Teil farbigen Kunstdrucktafeln. Gebunden Rm. 15,—

Das deutsche Waldwerk. Ein Lehr- und Handbuch der Jagd von Ferdinand von Raesfeld. Illustriert von Karl Wagner. Vierte Auflage, herausgegeben von E. Graf Silva Tarouca. Mit 310 Textabbildungen und 18 zum Teil mehrfarbigen Tafeln. Geb. Rm. 22,—

Das Rotwild. Naturbeschreibung, Hege und Jagd des heimischen Edelmildes in freier Wildbahn. Von Ferdinand von Raesfeld. Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit 180 Textabbildungen und 6 Farbentafeln nach Zeichnungen von Karl Wagner. Gebunden Rm. 15,—

Das Rehwild. Naturbeschreibung, Hege und Jagd der Rehe in freier Wildbahn. Von Ferdinand v. Raesfeld. Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit 8 Tafeln und 315 Textabbildungen nach Zeichnungen von Karl Wagner. Gebunden Rm. 15,—

Die Hege in der freien Wildbahn. Ein Lehr- und Lernbuch für Jäger und Jagdbesitzer. Von Ferdinand v. Raesfeld. Illustriert von Karl Wagner. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Oberjägermeister Ulrich Scherping. In Vorbereitung.

Etwas ähnliches wie die aufgeführten sechs Bücher gibt es in keiner Literatur der Welt wieder; sie sind in ihrer Umfassung, Tiefe des Wissens, Größe der Erfahrung, Schärfe der Beobachtung, Klarheit der Wiebergabe und in ihrem überwältigenden Reichtum der Illustrierung einzig geblieben und bilden das Fundament jeder höheren jagdlichen Praxis.

Wild und Hund

Illustrierte Jagdzeitung

Mit den amtlichen Bekanntmachungen der deutschen Jagdbehörden / Amtliches Organ des Reichsverbandes für das Deutsche Hundewesen (RDH.)

Erscheint jeden Freitag.

Farbige Kunstbeilagen

Monatlich 1 RM

bei Jahresbestellung, zahlbar für 12 Monate im Voraus oder auch in vierteljährlichen Raten, zuzüglich der amtlichen Postgebühren.

In 4 Jahrzehnten für die Entwicklung des deutschen Jagdzeitungswesens stets vorbildlich gewesen, dient „Wild und Hund“ der Pflege und Förderung der waidgerechten Jagd. Reich illustriert, bringt es laufend wertvolle Beiträge aus allen Gebieten der Hege und Jagd, der Fischwild, der Zucht und Führung von Jagdhunden im In- und Ausland, über Fortschritte und Erfahrungen in der Waffen- und Schießtechnik, Romane, Novellen, Erzählungen und vieles andere mehr.

Deshalb: Wenn eine Jagdzeitung, dann „Wild und Hund“

Probenummern unberechnet

Verlag Paul Parey · Berlin SW 11 · Hedemannstraße 28/29

